

Vergißmeinnicht
1909

6 (1909)

Vergiße mein nicht

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit überprüfter Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obera.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

27. Jahrgang.
Nr. 6

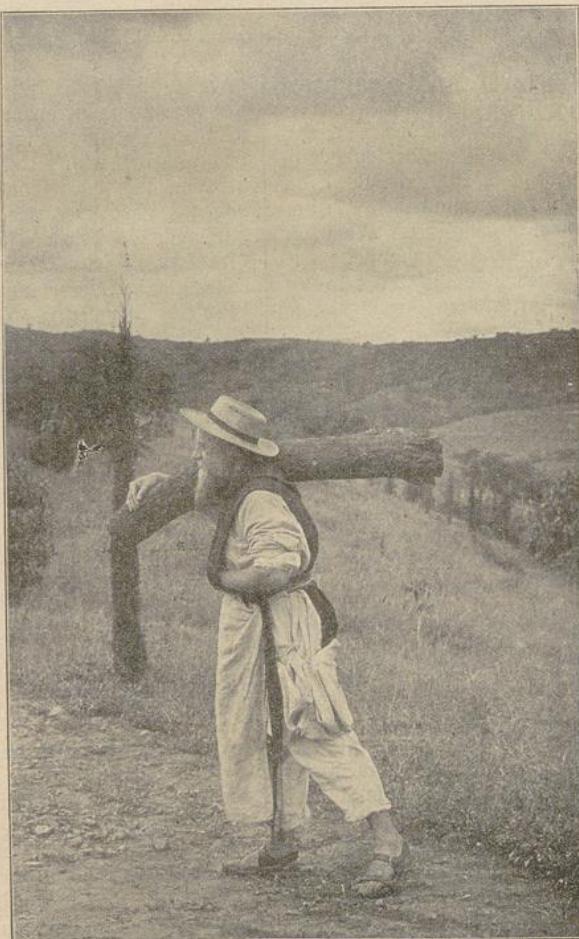
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergiße mein nicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Nürnberg Nr. 194.



Trappistenpater bei der Arbeit.

Köln a. Rh.
Juni 1909.

Der Beitrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionzwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergiße mein nicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergiße mein nicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergiftmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Das eucharistische Brot.

1. Bevor der Heiland kam zum Sterben,
Gedacht er huldvoll seiner Erben. —
Hatt' einer je ein Herz wie er?
Kein Opfer dünkte ihm zu schwer,
Ja, seine Liebe sondergleichen
Will uns das Allerhöchste reichen.
2. Er gibt ein duftend Brot,
Gibt eine Engelspeise
Den Seinen in der Not,
Bezahlt mit hohem Preis.
Gleich Bronnen fließet Blut
Aus diesem höchsten Gut.
3. Sein Fleisch, sein Blut, sein Leben,
Was sollt' er mehr noch geben?
Sein Leib, jungfräulich rein,
Taucht in die Seele mein.
So sind wir ausserlesen,
Zu losten Gottes Wejen.
Gib, lieber Herr, uns dieses Brot,
Im Leben gib es und im Tod!
4. So birgt die Gottespeise
Stets Unvergänglichkeit
Auf unsrer Pilgerreise
Für alle Ewigkeit. —
Maria ward erlösen,
Von ihr das Brot geboren;
Die süße Himmelswabe
Ist ihres Herzens Gabe.
5. Ein Manna ist's, gegeben
Für dies und jenes Leben.
Und Rosen, Lilien sprießen,
Wirst du das Brot genießen. —
6. Lob, Preis sei ohne End'
Dem hochheiligen Sakrament!
Gib, lieber Gott, uns dieses Brot,
Im Leben gib es und im Tod! —

(Aus Verdagers eucharistischen Liedern übersetzt von Bernhard Schuler.)

Ein südafrikanischer Märtyrer und besonderer Schutzpatron der dortigen Missionen.¹⁾

Von glaubwürdiger Seite wird uns berichtet, daß in Rom die Kanonisation des P. Sylveira S. J. in Gang sei, und daß somit die südafrikanischen Missionen gegründete Aussicht haben, in genanntem Märtyrer einen himmlischen Schutzpatron zu erhalten. Dr. Heinrich Hahn schreibt in seiner „Geschichte der katholischen Missionen“ über den genannten Jesuitenpater folgendes:

Um das Jahr 1559 äußerte der Kaiser von Monomotapa, dessen Herrschaft sich beinahe über ganz Südafrika erstreckte, den Wunsch, mit den Europäern Handelsverbindungen einzugehen, mittels deren man hoffen durfte, daselbst zugleich das Christentum zu verbreiten. Von diesen günstigen Verhältnissen unterrichtet, wandte sich der Vizekönig von Indien an den Provinzial der Jesuiten. Dieser übertrug die Mission von Monomotapa dem P. Sylveira und zwei andern Jesuiten, die im Jahre 1560 ihre Missionsreise antraten.

Sie reisten zunächst über Mozambik nach dem Königreich Inhambane, fielen aber daselbst infolge der furchtbaren Hitze in gefährliche Krankheiten. Nach ihrer Genesung begaben sie sich in die Residenz des Königs, der sie mit außerordentlicher Freude empfing. Ihre Glaubenspredigt trug reichliche Früchte. Der König, die Königin, eine Schwester des Fürsten und viele Untertanen ließen sich taufen. Der König erhielt dabei den Namen Konstantin, seine Gemahlin den Namen Katharina, und seine Schwester den Namen Isabella. P. Sylveira setzte sodann seine Reise nach Monomotapa fort, ließ aber seine beiden Begleiter, die Patres Acosta

und Fernandez in Inhambane zurück, um das so glücklich begonnene Bekehrungswerk fortzuführen. Das brennende Heiße Klima wirkte aber so nachteilig auf die Gesundheit des P. Acosta, daß er sich nach einiger Zeit genötigt sah, nach Goa zurückzukehren. P. Fernandez dagegen blieb über zwei Jahre unter den Käffern von Inhambane, deren Unbeständigkeit und natürliche Grausamkeit sein Leben oft stark gefährdeten, bis ihn endlich sein Oberer abrief, um ihm ein anderes Arbeitsfeld anzusegnen.

Inzwischen setzte P. Sylveira seine Reise fort und führte während der Seefahrt ein streng austerisches Leben. Ein heftiger Sturm, welcher das Schiff in groÙe Gefahr brachte, legte sich auf das Gebet des Missionärs. Zu Quilimane, wo das Schiff anlegte, wollte ein muhamedianischer Häuptling dem Missionär erlauben, das Evangelium zu verbünden. P. Sylveira aber lehnte es ab, einen längeren Aufenthalt daselbst zu nehmen; es drängte ihn, den Kaiser von Monomotapa aufzusuchen; auch hoffte er, daß die Bekehrung desselben diejenige der tributpflichtigen Könige sehr erleichtern würde. An der Mündung des Cuama brachte er das hl. Messopfer dar, um den Segen des Himmels für sein Wirken zu ersuchen; dann zog er sich in eine Ecke des Schiffes zurück, um sich durch eine achtägige Retraite auf seine Missionsarbeit vorzubereiten.

Nun schiffte man durch die Mündung des Cuama den Sembezi hinauf bis zum Flecken Sena, wo die Portugiesen ein Komptoir hatten. Von hier aus ließ er dem Kaiser Kenntnis von seiner Ankunft geben. Während er nun dessen Befehle abwartete, übte er die Seelsorge unter den dortigen Portugiesen aus, und unterrichtete und tauft 500 Slaven, welche jene angefaßt hatten; auch besuchte er mehrmals den König von Inhamior, welcher dem Kaiser tributpflichtig war. Dieser König wurde durch die Worte des Glaubensboten so gerührt, daß er sich anheischig mache, mit seiner ganzen Familie den christlichen Glauben an-

¹⁾ Um dem Dekrete des Papstes Urban VIII. zu gehorchen, erklären wir hiermit ausdrücklich, daß wir mit obigen Bezeichnungen dem Urteil der Kirche seineswegs vorgreifen wollen, sowie daß wir den hier erzählten wunderbaren Begebenheiten nur rein menschlichen Glauben beitreffen.

zunehmen. P. Sylveira aber trug Bedenken, jogleich darauf einzugehen, teils, weil er niemand zurücklassen konnte, die Neubefehrten in ihrem hl. Glauben zu bestärken, teils, weil er fürchtete, der Kaiser möchte es übel aufnehmen, wenn er einen tributpflichtigen Fürsten früher tauft, als ihn selbst.

Erst nach zwei Monaten kam der Portugiese Anton Canada aus der Residenz an, um den P. Missionär abzuholen und zum Kaiser zu führen. P. Sylveira nahm seine Kirchenparamente, einen Kelch und einen Altarstein, machte sich mit seinem Führer zu Fuß auf den Weg und kam nach einer langen, höchst beschwerlichen Reise in der Residenz an. Bei seiner Ankunft ließ ihm der Kaiser Gold, Ochsen und Slaven anbieten und

handlung sandte der hochfreudige Kaiser dem P. Missionär 100 Ochsen, indem er wohl wußte, daß er kein Gold annehmen würde. P. Sylveira wagte diesmal nicht, das Geschenk abzuschlagen, ließ aber sofort die Ochsen schlachten und das Fleisch an die Armen verteilen, eine Hochherzigkeit, welche ihm die HerzenTau-sender gewann. Die Neubefehrten aber äußerten ihre Freude und Dankbarkeit dem Missionär gegenüber dadurch, daß sie ihn mit Lebensmitteln aller Art überhäussten. P. Sylveira ließ stets alles an die Armen verteilen und begnügte sich für seine eigene Person mit einer handvoll Hirse und einigen wilden Kräutern.

Das Beispiel so vieler Großen und besonders das des Kaisers brachte das ganze Volk in Bewegung,



Christliche Kaffernfamilie.

wiederholte auch später ähnliche Anerbietungen; der heiligmäßige Mann weigerte sich aber stets, solche Geschenke anzunehmen. Eine solche Uneigennützigkeit war dem Kaiser noch nie vorgekommen und gab ihm von der Seelengröße dieses Mannes einen hohen Begriff. Auf die Frage des jungen Kaisers, ob es denn nichts gäbe, womit er ihm eine Freude machen könnte, antwortete P. Sylveira, er wünsche nichts zu erhalten, als den Kaiser selbst.

Ein schönes Bild der allerjeligsten Jungfrau, welches P. Sylveira dem Kaiser schenkte, erregte dessen hohe Bewunderung und trug nicht wenig dazu bei, ihn für das Christentum günstig zu stimmen. Bald ließ der Kaiser dem Missionär melden, daß er selbst sowohl wie seine Mutter sich wollten taufen lassen. P. Sylveira glaubte aber, damit nicht allzusehr eilen zu dürfen. Daher unterrichtete er beide nebst mehreren Beamten des kaiserlichen Hofs über die Gebote Gottes und die wichtigsten Punkte des christlichen Glaubens und spendete ihnen sodann feierlich die hl. Taufe, wobei der Kaiser den Namen Sebastian, und seine Mutter den Namen Maria erhielt. Nach der Tauf-

und alles deutete auf eine baldige Massenbekehrung. Dies aber wollte der Feind des menschlichen Heiles nicht ohne Widerstand gefallen lassen; er versuchte daher durch Wegräumung des Edelsteines das emporstrebende geistige Gebäude wieder niederzureißen, was ihm leider nur allzu gut gelang.

Vier Muselmänner, die ziemlichen Einfluß auf den König übten, verdächtigten P. Sylveira als einen Spion des Bizekönigs von Indien. Er sei nur gekommen, sagten sie, um die Verhältnisse auszukundschaften und einen Aufstand vorzubereiten, der den Portugiesen die Eroberung des Reiches erleichtern würde. Sie schilderten ihn ferner als einen großen Zauberer, der durch die Taufe die Macht habe, die Leute an sich zu fesseln. Lasse man ihn noch weiter ungestraft fortmachen, so würde es bald dahin kommen, daß die Einwohner, in zwei Parteien geteilt, sich gegenseitig umbringen würden. Diese groben Verleumdungen setzten den Kaiser und seine Mutter in große Furcht, weshalb er beschloß, den Missionär töten zu lassen.

P. Sylveira erkannte durch höhere Offenbarung,

was ihm bevorstehe und sagte es auch dem Anton Cahada mit dem Beifügen, er sei gerne bereit, im Dienste des Herrn sein Blut zu vergießen. Cahada aber wollte an einen solchen Ausgang der Dinge nicht glauben. Als aber der Tag gekommen war, den der Missionär durch göttliche Eingabe als seinen letzten erkannte, trug er dem Anton Cahada auf, die Portugiesen zu versammeln, damit er nochmals ihre Beichte höre und ihnen die hl. Kommunion spende; auch taufte er an genanntem Tage noch 50 Eingeborene und verteilte unter sie die Rosenkränze, die er noch übrig hatte. Er ermahnte die Neubelehrten, unter den kommenden Verfolgungen standhaft im hl. Glauben zu bleiben. Sein heiterer Blick gab Zeugnis von der Seelenruhe, mit der er zu ihnen sprach. Zuletzt ließ er die hl. Gefäße und Kirchenparamente in das Haus des Anton Cahada bringen, um sie vor Entweihung zu schützen,

auf und ab; es war, als ob seine Seele mit Ungeduld nach der Stunde der Auflösung sich sehne. Man hörte ihn beten und sah, wie er bald den Blick zum Himmel erhob, bald die Arme über die Brust kreuzte, oder sie ausstreckte, wie der Priester am Altar. Nachdem er so einen Teil der Nacht zugebracht hatte und sich endlich ermüdet fühlten mußte, trat er in seine Kammer, betete nochmals vor einem Kreuzifix und legte sich dann auf ein Bett von Schilf, worauf er einschlief.

Diesen Moment wählten acht Soldaten, welche ihn belauert hatten. Sobald sie sich überzeugt hatten, daß er schlafte, fielen sie über ihn her, um ihn zu erwürgen. Ihr Anführer Mocruma, der sich oft vertraulich mit dem Pater unterhalten und öfters mit ihm gegessen hatte, stieg auf die Brust seines Schlachtopfers und zerstampfte ihm die Rippen, während zwei andere eine Schnur um seinen Hals wanden und ihn erdrosselten,



Heldnisches Baby schläft auf der Strohmatte.

ein Witz, daß er in der folgenden Nacht den Tod mit Sicherheit erwartete.

Nachdem sich die Portugiesen entfernt hatten, blieb P. Sylveira allein. Er hatte sich mit einer Albe bekleidet und hielt ein Kreuzifix in der Hand. So bereitete er sich zum Tode vor, den er ständig erwartete. Cahada kam noch einmal zu ihm zurück; da sprach der heldenmütige Missionär: „Mein Verlangen nach dem Tode ist größer, als das meiner Feine, mir das Leben zu nehmen. Ich verzeihe dem Kaiser und seiner Mutter gerne, denn sie sind von den Muhamedanern verführt worden.“ Er äußerte dies mit freudiger Miene; Cahada aber konnte an die beabsichtigte Greuelstat immer noch nicht glauben und entfernte sich wieder. Indessen schickte der Portugiese doch zwei Diener ab, um in der Wohnung des Missionärs zu wachen. Durch diese sind die näheren Umstände des Todes Sylveiras bekannt geworden.

Nach Entfernung Cahadas ging der Jesuit mit außergewöhnlich raschen Schritten vor seiner Wohnung

sodass Blut aus Mund und Nase hervorquoll. So endete P. Gonzalo Sylveira am 11. August 1561 sein Leben mit einem glorreichen Martyrectode. —

Der Engländer A. Wilmot, der sich um die kirchliche Kanonisation des P. Sylveira schon viele Mühe gab, schreibt in seinem hochinteressanten Werk „Monompati“ u. a. folgendes: „Über den Leib des großen Martyrers existiert eine schöne, hochromantische Sage. Etwa 60 Jahre nach dessen Tode wurde ein Priester, nomens Leo de Barbadas, auf seiner Reise nach Mozambique durch einen heftigen Sturmwind in der Nähe der Sambesimündung an die afrikanische Küste verschlagen. An einer Stelle, wo sich der Strom in zwei Arme teilt, fand er ein dichtes Gebüsch und bemerkte auf einem Baume Vögel von außergewöhnlicher Schönheit, die hier gleichsam Wache hielten. Drei Käffernjungen wollten in das Gebüsch eindringen, erhielten aber von Fischern die gemessene Weisung, dies bleiben zu lassen, da der Eingang von Tigern bewacht werde. Auf weiteres Befragen erzählten sie, es sei vor vielen

Jahren durch die Flussströmung der Leib eines weißen Mannes auf die Sandbank geworfen und hierauf von Tigern landeinwärts getragen worden. Seit jenem Tage hielten wilde Tiere bei der Leiche Wache und säßen die Vögel auf jenem Baum. Zwei Knaben hätten den Leib von der Höhe eines großen Baumes aus einmal gesehen; es sei der Leichnam eines Priesters in langem, schwarzen Kleide.

A. Wilmot erzählt, er habe den Originaltext dieser merkwürdigen Legende in der vatikanischen Bibliothek nie gesehen, und erwähnt in seinem Berichte auch, P. Sylvira sei nach seiner Ermordung nicht begraben, sondern auf den Rat seiner Verleumder in den Mosin-geisse, einen Nebenfluss des Sambeji, geworfen worden. Damit wäre wenigstens erklärt, wie der Leib des im fernen Monomopataland getöteten Ordensmannes an die Mündung des Sambeji kommen konnte.

ländlichen Dinge waren in Menge vorhanden. Alles war arrangiert, die Gäste geladen, und im Kraal und der ganzen Umgebung herrschte freudige, festliche Stimmung. Doch es sollte anders kommen.

Zwischen den beiden Brüdern war seit geraumer Zeit Zwist entstanden, auf den übrigens niemand ein sonderliches Gewicht legte. Die Ursache war eine höchst unbedeutende. Der Vater hatte nämlich dem jüngeren Bruder zur Hochzeit einen Ochsen mehr gegeben, als dem älteren. Das wurrte diesen gewaltig, öfters machte er auch darüber dem Vater und dem jüngeren Bruder Vorwürfe, sonst aber verhielt er sich ziemlich ruhig. So kam der Vorabend des Hochzeitstages heran. Der ältere Bruder war still und in sich gelehrt, man sah ihm an, daß etwas in ihm arbeitete; der jüngere war munter und guter Dinge, er schwelgte im Geiste heute schon in den Genüssen des kommenden Tages.



Schlafstätte eines christlichen Babys auf der Strohmatte in der Hütte.

Nun hab' ich vollbracht, was ich längst tun sollte.

Von Rev. P. Erasmus Hörner.

St. Michael. — Anfangs Februar 1. J. war ich im benachbarten Springvale, um daselbst die hl. Messe zu lesen, die hl. Sakramente zu spenden und christlichen Unterricht zu erteilen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich von einer weißen Dame, sowie von verschiedenen Eingeborenen eine wahre Schreckensgeschichte, die sich kurz zuvor, Donnerstag, den 4. Febr., kaum fünf Minuten von unserer Katechesenstelle entfernt, in einem Kaffernkraale zugetragen hatte.

Es wohnten nämlich daselbst zwei leibliche Brüder. Der ältere, schon verheiratete, war Protestant, Mitglied der anglikanischen Hochkirche; der jüngere, noch Heide, sollte am kommenden Tag seine Hochzeit halten. Fleisch und Ustschwala (Kaffernbier) und die sonstigen, zu einer heidnischen Kaffernhochzeit uner-

Im Laufe des Nachmittags verließ der ältere Bruder die Hütte und ging von dem Hügel, auf dem der Kraal steht, zu einem kleinen Bach, „u Mungwana“ genannt, hinunter, der in der Nähe vorbeifließt. Niemand achtete darauf; man glaubte, er gehe zu Bekannten oder Verwandten auf Besuch. Gegen Abend verließ auch der jüngere Bruder den Kraal. Die Angehörigen meinten, er suche seine Freunde und Altersgenossen auf, um mit ihnen den Abend und einen Teil der Nacht in fröhlicher Hochzeitsstimmung zu verbringen.

Etwas später, als es schon zu dunkeln begann, kam der ältere zurück, trat verstörten Blickes in seine Hütte und sprach zu seiner jungen Frau und der Mutter: „Nun hab' ich vollbracht, was ich längst tun sollte! Schon längst hab' ich's im Sinne gehabt; jetzt hat aller Streit ein Ende! Nun muß ich beten und Gott danken, daß er mir mein Werk vollbringen half!“ Nach diesen Worten kniete er mitten in der Hütte nieder.

und fing zu beten an. Er verweilte lange, lange in dieser Gebetsstellung. Anfangs hatten die Frauen auf sein merkwürdiges Gebaren nicht sonderlich geachtet, als er aber sich gar nicht mehr erheben wollte, wurde ihnen der Mann rätselhaft, ja unheimlich. Es kam ihnen vor, als sei er nicht mehr recht bei Sinnen.

Endlich nach Mitternacht erhob er sich wieder, ging zu seinem Koffer, machte sich allerlei dabei zu schaffen und händigte schließlich den beiden Frauen ein Goldstück im Werte von 20 Mark ein mit den Worten: „Nehmt dies Geld und bringt es morgen dem Pfundissi (protestantischer Prediger) in Spring und sagt ihm, ich danke ihm für den Unterricht und all das Gute, das er mir getan; das Geschenk solle er annehmen als ein Geschenk von mir und als ein Zeichen der Dankbarkeit. Meldet ihm auch, daß ich getan habe, was ich längst tun wollte und sollte. Nun vollziehe ich das Ende!“ Mit diesen Worten verließ er rasch die Hütte und eilte — es war heller Mondchein — wieder talabwärts.

Den beiden Frauen war bei den sonderbaren Reden des jungen Mannes immer unheimlicher zu Mute geworden. Sie wagten sich gar nicht aus der Hütte; Angst und Schrecken lähmte ihre Glieder. Nach einiger Zeit erholteten sie sich etwas und eilten nun zu den Nachbarhütten, um Leute zu finden, die mit ihnen auf die Suche gingen. Sie wollten wissen, wo der Entwichene hingegangen, und was er wohl im Schilder führe. Nach langerem Suchen schauten sie auch auf einen, vom Kraal nicht allzu weit entfernten Baum, und — o Schrecken! — da droben hing an einem Strick der so schmerzlich Gesuchte! Leider kam die Hilfe zu spät; er war schon kalt und steif, jedes Lebenszeichen war geschwunden.

Es graute der Morgen (Freitag, der 5. Febr.) und der jüngere Bruder war noch immer nicht zurückgekommen. Da erfaßte die Mutter eine graue Ahnung; es mußte etwas Schweres, etwas Entsetzliches geschehen sein! Auf ihre dringenden Bitten ging nochmals alles auf die Suche, die einen hierhin, die andern dorthin. Es dauerte nicht lange, da fand eine der ausgesandten Gruppen drunter am Bach, etwa 300 Meter vom Kraale entfernt eine mit einer Decke verhüllte Menschengestalt. Man hob die Decke weg — und allen bot sich ein grauenvolles Bild dar! Hier lag der jüngere Bruder, der stolze Brüutigam, der heute seine Hochzeit halten sollte, kalt und starr in seinem Blute! Die Kinnlade war ihm mit einem Stein zerschmettert worden, und Gesicht, Hals, Brust und Körper war über und über mit tlaßenden Stich- und Schnittwunden bedeckt Neben der Leiche aber lag der Hut des älteren Bruders. Wie kam der Hut hierher? Man eilt zur Hütte zurück und findet hier im Koffer des Erhängten ein blutbeflecktes Messer! — Das Geheimnis war gelüftet, die düstern Reden des sonderbaren Veters allen enträtselt: Eines kleinen, elenden Ochsen wegen, der kaum einen Wert von L. 3 (60 Mark) repräsentierte, hatte der Schreckliche den eigenen Bruder erschlagen und dann sich selbst das Leben genommen, und dies alles, wie er sagte, um eine alte Pflicht zu erfüllen! — Ja, es liegt eine traurige Wahrheit in dem bekannten Wort des Dichters:

„Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Doch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn!“

Man möge uns erlassen, den namenlosen Schmerz der unglücklichen Mutter zu schilbern, die auf so schreckliche Weise mit einem Schlag ihre beiden Söhne verlor, sowie das herzzerreißende Weh der enttäuschten Braut und den Schrecken aller, die von der Untat hörten. So was läßt sich einigermaßen fühlen, aber nicht in Worten wiedergeben. Man hatte eine fröhliche Hochzeit halten wollen, und nun dieses schreckliche „Memento mori!“ Zu einem Freudenmahl hatte man sich gerüstet, und nun gab's eine Totenklage, wie sie ernster und schrecklicher kaum gedacht werden konnte. —

Schlängenabenteuer.

Von Schw. Hilaria, C. P. S.

Himmelberg. — Eines Tages machte ich mit meinen Schulkindern einen Spaziergang in den nahen Wald. Der großen Hize wegen ging ich barfuß in den bloßen Sandalen. Da fühlte ich plötzlich etwas Kaltes über den Fuß ziehen. Wie ich hinjchaue, erblicke ich eine große Schlange, behalte jedoch so viel Geistesgegenwart, daß ich ruhig stehen bleibe und warte, bis das gefährliche Reptil mit seiner ganzen Länge vorbeigeschlichen ist. Hätte ich mich gerührt, so hätte ich höchst wahrscheinlich einen gefährlichen Biss erhalten. Auf einen Wink waren alle Kinder beisammen, und nun mußte das arme Tier trotz der Großmut, die es an mir geübt hatte, rasch das Leben lassen.

Ein anderesmal hatte ich zu Hause die Zimmertüre offen stehen lassen und wollte eben für eine neuangekommene Schwester eine kleine Erfrischung hineintragen, da sah ich mit Schrecken, wie eine Schlange hart vor mir ins Zimmer schleicht und sich hinter einem Schrank verbirgt. Ich habe in solchen Fällen wenig Mut; ein Tier umzubringen, das größer ist als eine Maus, bringt ich kaum fertig. Ich rief daher um Hilfe; sie kam, und nun wurde dem frechen Eindringling erbarmungslos der Schädel eingeschlagen.

Einmal entdeckte ich sogar in einem Hühnerneß eine Schlange. Ahnungslos wollte ich eben ins Nest hineingreifen, als ich eben noch sah, daß darin eine eng zusammengerollte Schlange liege. Sie blieb ruhig liegen, bis unsere Schultuben herbeikamen, die sie unter großem Lärm und Spettakel heraustrieben und totschlugen.

Erst bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß Schlangen Eier fressen, große Hühnereier, und zwar ganz, ohne die Schale irgendwie zu beschädigen. Es fehste uns nämlich hier in Himmelberg ein Hühnerstall, und die Hennen, die wir hielten, wählten sich ihre Plätzchen zum Eierlegen nach freiem Belieben. Bald merkten wir, daß Eier abhanden kamen. Man hatte zunächst einige Käffern im Verdacht des Diebstahls, natürlich aber unsern guten alten Pudel, dem so ein „falscher Argwohn und freventsliches Urteil“ fast das Leben gekostet hätte. Klüger war Justina, eines unserer Jungen. Trostweiber, sie erklärte rundweg, die Eier stehle niemand anderer als die Schlangen. Letzteres jedoch konnte ich einfach nicht glauben. Doch siehe, da kommt Justina eines Tages eilends zu mir gerannt mit der Bitte, ihr zu folgen. Hastig eilte sie mir voran und führte mich zum Nest einer Truthenne. Wie staunte ich nun, dort eine schlafende Schlange zu finden, die ein ganzes Ei im Halse stecken hatte. Die Truthenne selbst saß ruhig nebenan auf den übrigen Eiern; auch die Schlange rührte sich nicht

und ließ sich ruhig totschlagen. Hierauf öffneten unsere Knaben das erschlagene Reptil, nahmen das Ei mit großer Vorsicht heraus und hielten es mir triumphierend entgegen. Es war noch beinahe unverletzt, nur auf einer Seite hatte die Schale einen kleinen Sprung erhalten.

Die höchste Überraschung in Schlangenabenteuern hatte ich aber, als mir eines Morgens die Schwester Köchin eine gebratene Schlange zum Frühstück servierte. Am Abend vorher war es kalt und regnerisch gewesen, und da war eine Schlange unbedeutet unter den Herd gekrochen. Die Schwester aber hatte ahnungslos einen heißen Deckel auf die Schlange gelegt und sand sie am nächsten Morgen kunstgerecht gebraten. —

Uebrigens haben wir allen Grund, Gott und unserm hl. Schutzengel von Herzen zu danken, daß sie uns bisher in allen diesen Gefahren so treu und wunderbar beschützt haben.

Aus meinem Tagebuch.

Von Rev. P. Joseph, O.C.R.

(Fortsetzung.)

Emaus. — Bei meinen vielen Ritten zu den Kranken und Sterbenden ringsum, wobei ich oft mehrere Stunden weit, heute nach dieser Himmelsrichtung und morgen nach jener, das Land durchstreife, kommt mir oft unwillkürlich ein Vergleich zwischen Einst und Jetzt. Denn ich habe das Griqualand schon vor zwanzig Jahren gekannt, und oftmaß wundere ich mich, daß inzwischen vieles so ganz anders geworden ist, als zur Zeit, da wir als die ersten Pioniere der katholischen Kirche hierher kamen.

Ostgriqualand hat seinen Namen von den Griquas, einem von Buren und Hottentotten abstammenden

Mischvölk, das vor mehreren Jahrzehnten unter seinem Führer Adam Kok von West-Griqualand hieher zog, wo sie von der englischen Regierung freies Land er-



Sechzehnjähriges Mädchen am Brunnen in Clairvaux.

hielten. Jedem erwachsenen Mann wurde nämlich eine Farm von je 300 englischen Acres zugewiesen, wo er sich häuslich niederlassen und, falls er noch unverheiratet war, eine Familie gründen konnte. Ihr Hauptort erhielt nach ihrem Führer den holländischen

Namen Kofstad. Sie bozogen ihr neues Heim unter sehr günstigen Bedingungen, allein die meisten von ihnen verloren ihr Land rasch wieder an einzelne umwohnende Engländer. Die Hauptursache davon waren Müßiggang und Trunksucht; das brachte sie bei den englischen Storekeepers, die ihnen um hohen Preis Waren und Getränke abließen, in Schulden, und ehe man sich's versah, gingen die Besitzer von Haus und Hof in die Hände jöch geriebener Handelsleute über, die zuletzt förmliche Riesenkomplexe von 15 bis 20 Farmen ihr eigen nannten. Eine derartige Vereinigung verschiedener Farmen war auch unsere jetzige Missionsstation Lourdes, von der im Jahre 1894 Emmaus als selbständige Station abgetrennt wurde. Damals (1889) war das Land noch um billigen Preis, d. h. der Acre (70 Schritt im Gevierte) um $2\frac{1}{2}$ Schilling (Mark) zu haben, während er jetzt ganz bedeutend gestiegen ist. Trotzdem zögerten die englischen Farmer, sich hier ansässig zu machen. Namentlich schreckte viele der Mangel an Straßen ab, sowie der hohe Einfuhrzoll an der Grenze von Natal. Mußte man doch für einen einzigen mit Waren beladenen Ochsenwagen einen Zoll von Lstr. 30 (600 Mark) bezahlen.

Neben den Griquas fanden wir dazuer verschiedene wilde Kaffernstämme, die, jeder Zivilisation abhold, meist unbekleidt einhergingen, und zwar nicht nur als Kinder, sondern auch als Erwachsene. Unser Bruder Leo, der nach Anfang einer Farm fast ein Jahr lang als Schaffner allein dort weilte — Abt Franz nannte ihn scherhaft „Landvogt“ — hatte unglaubliche Mühe, diesen Leuten teils durch Güte, teils durch Strenge die nötigsten Begriffe von Anstand und guter Sitte beizubringen und sie zu bewegen, sich wenigstens notdürftig zu bekleiden. Die Amabacas oder „Vertriebenen“, wie der Hauptstamm der hiesigen Kaffern genannt wird, waren anfangs höchst darüber verwundert, daß die Alma-Romas (Römlinge) — so nannten sie uns nach Anleitung der kalvinistischen Buren — so sonderbare, nach ihren Begriffen höchst übertriebene Anforderungen, an sie stellten. Wer hatte denn seit Menschengedenken gehört, daß man sich, namentlich zur heißen Sommerszeit, mit so warmen, lästigen Kleidern behängen soll? Nun schließlich gewöhnten sie sich doch daran, zumal da nach Jahresfrist sich eine größere Zahl von Brüdern und bald auch von Missionsschwestern im Lande niederließ.

Während Bruder Leo noch am Myembe, dem nahen Urwald, gewohnt hatte, ließen sich die später ankommenden Brüder und Schwestern im Capane-Tal nieder. Das Blechhaus, ein ehemaliger Store, wurde einfach am Myembe abgebrochen und am Capane wieder aufgestellt, wo es noch jahrelang teils als Schwesternwohnung, teils als neu errichteter Store dienen mußte. Bald erstanden rings herum verschiedene Notbauten, später auch die Mühle und die Säge. Da sich nämlich auf der neuen Farm auch ansehnliche Waldbestände vorsanden, beschloß P. Franz, dieselben für seine vielen Bauten möglichst auszunützen. Daher die Anlage einer Bretter- und Zirkularsäge.

Uebrigens darf man sich von solch afrikanischen Wäldern keine allzu rojige Vorstellung machen. Erstens sind die einzelnen, oft weit auseinander gelegenen Waldbarzellen selten von großer Ausdehnung, und dann befinden sie sich an steil abfallenden, nur schwer zugänglichen Bergabhängen, was die Ausnutzung ungemein erschwert. Dazu kommt die geradezu unver-

antwortliche Rücksichtslosigkeit, mit der fast jeder Kaffer gegen die schönsten Waldbestände zu Werke geht. Da ist vor allem das unvernünftige Grasbrennen zu erwähnen. Treffen die ersten Frühregen ein, so zündet er einfach das alte, dürre Gras an, unbekümmert darum, daß in der Nähe ein kostbarer Wald steht. Von einem Schutz und einer Feuerlinie ist bei ihm natürlich keine Rede, und so kommt es, daß alljährlich wenigstens am Rande der Wälder so und so viele Bäume verbrennen oder absterben. Zur Winterszeit treibt er sein Vieh hinein, das natürlich auch viel Schaden macht. Will er eine neue Hütte bauen, so haut er im Wald an jungen Stämmen einfach um, was er für nötig hält, und zwar ohne Auswahl und unbekümmert um den späteren Nachwuchs. Ähnlich verfährt er, wenn er in einem Baum einen Bienensturm entdeckt; der Stamm wird einfach umgehauen oder in Brand gesteckt, bloß um ein paar Honigwaben zu erhaschen. Kurz, von einem Forstrecht oder Baumschutz hat der Schwarze einfach keine Idee. Er hält den Wald für Gemeingut und schaltet und waltet darin nur nach den Bedürfnissen des Augenblicks.

Wir fanden die Amabacas in allem noch bedeutend wilder, roher und sinnlicher als die Zulus. All ihr Sinn und Trachten war einfach auf das Firdische und Sinnliche gerichtet, für's Geistige und Uebernatürliche fehlte ihnen jeder Begriff. So mußten wir z. B. für den Begriff „Jungfrau“ erst einen eigenen Namen prägen, sie hatten kein einheimisches Wort hiefür. Im übrigen war das Volk keineswegs arm, sie verfügten im Gegenteil über ganz ansehnliche Herden an Kindern und Pferden. Fast alles war beritten; das Männervolk sah man bei weiteren Exkursionen selten zu Fuß gehen, und selbst für Mädchen und Frauen war es ein Hochgenuss, sich auf dem Pferd zu tummeln. Allerdings standen dazumal auch die Viehpreise sehr niedrig; um Lstr. 4 (80 Mark) konne man den schwersten Ochsen und das schönste Pferd haben, was seitdem ganz anders geworden ist.

Als großen Uebelstand erkannten wir anfangs den Mangel an Straßen. Der Kaffer hatte kein Fuhrwerk, brauchte also auch keine Straße; ihm genügten die schmalen Pfade, die von einem Kraal zum andern, eventuell auch zur nächsten Quelle führten. Da hieß es nun, wenn man mit einem schwer beladenen, 18spännigen Ochsenwagen daherkam, sich den Weg selber suchen. Solange es in der Ebene, auf weichem Grasboden dahinging, war kein Grund zur Klage, anders gestaltete sich aber die Sachlage, wenn es galt, über einen Sumpf, einen Fluß oder einen steilen Berg Rücken zu kommen. Heutzutage ist die Sache freilich anders; jetzt haben wir vom Umzimkulu bis Kofstad die Poststraße, und auf der ganzen Lourde Farm eine Reihe selbst angelegter Feldwege und Fahrstraßen, so daß sich die Neukommenden kaum mehr einen Begriff von den Zuständen machen können, wie sie hier noch vor 18 und 20 Jahren herrschten.

Die Christianisierung des Volkes war anfangs mit großen Schwierigkeiten verbunden. Diese Kaffernstämme waren, wie gesagt, an sich roh, dazu jahrelang ganz sich selbst überlassen. Engländer waren, die wenigen Storekeepers und Beamten abgerechnet, fast keine hier, und die Griquas hatten sich mehr in der Mitte des Landes, um Kofstad herum, angesiedelt; übrigens wäre von letzteren auch kein sittlich erhabender Einfluß zu erwarten gewesen. Kaum hatten sich aber nach unserem Erscheinen die ersten Vorurteile gelegt,

und hatten sich einige besser Gesinnte dem katholischen Glauben angeschlossen, so brach sich das Christentum rasche Bahn. Gegenwärtig zählen die dortigen Katholiken nach Hunderten; rings um Lourdes, die Hauptstation, reihen sich verschiedene Katechetenstellen und Außenposten mit Kirchen und Kapellen, und bis zur Stunde ist das Ganze noch immer in erfreulichem Wachstum begriffen. Selbst solche, welche nicht auf unserer Farm wohnen und mit den kathol. Missionären und Katecheten nur wenig in Berührung kommen, können sich der mit dem Christentum verbundenen Zivilisation nicht ganz entziehen. Sogar in weit entlegenen Kraals treffe ich auf meinen Ritten, kleinere Kinder abgerechnet, fast keine Unbekleideten mehr an. Von unsern Christen dagegen verdienen viele hohes Lob, und bei mehr als einem würde man sich höchst wundern, wenn man wüßte, wie tief er noch in intellektueller wie sittlicher Beziehung vor zwei Jahrzehnten stand. So meldete sich z. B. damals ein gewisser Nonthela im reinsten Adamskostüm als Arbeiter, und jetzt ist er unser erster, auch von der englischen Regierung anerkannter Chief, der seines Amtes mit staunenswerter Klugheit waltet.

Ist der einzelne Kaffer auch leicht heitig und zu Streitigkeiten geneigt, so hatten wir hier in Griqualand doch keinen eigentlichen Kafferaufstand zu beklagen. Nur einmal drohten sie sich den rebellischen Griquas anzuschließen. Es war dies im Jahre 1897, als der berüchtigte Lefrère sein Unwesen trieb. Eine Zeit lang schien die Gefahr wirklich groß. Viele weiße Farmer flüchteten sich mit ihrer Familie und der nötigsten Habe nach Lourdes und verschanzten sich in der dortigen geräumigen Kirche. Auch die Trappisten und Schwestern schlossen sich hier ein, nachdem zuvor das Allerheiligste entfernt worden war. Rings um die Kirche wurde ein Zaun aus Stacheldraht gezogen, die Trappisten übernahmen die Verteidigung der rechten Seite der Kirche, die weißen Farmer die der linken; die nötigen Gewehre hatte die Kapregierung geliefert. Der Aufstand ward übrigens sofort im Keime erstickt. Sobald sich Mr. Stanfort, der Magistrat von Portstad, mit 300 berittenen Soldaten zeigte, stoben die Rebellen auseinander; Lefrère wurde gefangen genommen und verurteilt, und auch die Schwarzen zeigten sich wieder loyal und friedlich.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung) Von Schw. Engelberta.

Mehr als eine Woche ist seitdem vergangen. Meine Arbeiten in der Tageschule hatten sich vermehrt. Besondere Sorgfalt erhielten die größeren Kinder, die zur ersten hl. Beicht vorbereitet werden sollten, und somit fehlte es mir absolut an Zeit, um auch dem alten Leonhard noch ein halbes Stündchen schenken zu können.

Siehe, da wenden sich die Köpfchen meiner munteren Schüler plötzlich der Dorfstraße zu und mehr als eines flüstert: „Der Großvater, der Großvater kommt!“ Richtig kam der gute, alte Leonhard, vorsichtig mit seinem Stock dahintastend, langsam auf die Schule zugeschritten. Rasch schloß ich den Unterricht — die Zeit war ohnehin beinahe abgelaufen — und eilte freudig dem guten Greise entgegen. Ach wie oft mag er von seiner Hütte aus jehnfüchtige

Ausschau gehalten haben, ob ich noch nicht bald komme! Und siehe, heute bemüht er sich selbst zu mir!

„Schau mich nicht so mitleidig an, Infosazana“, begann er, „es fehlt mir nichts, rein garnichts; nur die Füße sind steif und wollen mich nicht mehr tragen. Ich wollte nur fragen, wann du mich wieder besuchen wirst.“

„O, komm' nur gleich her, Großvaterchen! Siehe, da hinter dem Hause in unserem Gärtnchen ist ein lauschiges Plätzchen; da könne ich dir mir gleich die Fortsetzung deiner Burengechichte erzählen.“

„Yebo, indaba yamabunu, ja, die Burengechichte!“, fiel er mir in die Rede und setzte sich in der Nähe eines Zypressenbäumchens an einem sonnigen Plätzchen nieder, während ich ihm gegenüber auf einem Gartenbänkchen Platz nahm. „Ich arbeitete also, wie gesagt, bei den Buren. Mehr als viermal hatte man inzwischen gesät und geerntet, und ich hatte schon eine ziemliche Zahl Vieh beisammen. Sechs Ochsen erhielt ich Jahr für Jahr als eigentlichen Lohn, doch der Bur gab mir als Zeichen besonderer Erkenntlichkeit auch manch' schöne inkomazi (Kuh); und so meherte sich mein Viehstand von einem Monat zum andern, und alles Vieh stand mit dem Vieh des Baas in demselben Kraale beisammen.

Eines Abends nun — ich hatte eben meine Arbeit beendet — sah ich einen Wanderer der Burenfarm zuschreiten. Ich hielt die Hand vor die Augen und schaute und schaute, denn die Gestalt, der Gang und das ganze Wesen des Nahenden kam mir so außerordentlich bekannt vor. Und wie ich so schaute und nachsahm, wer es wohl wäre, blieb auch der Fremde stehen und fasste mich scharf ins Auge.... Da plötzlich fiel es mir wie ein Feuerfunke ins Herz! Jubelnd eilte ich dem Nahenden entgegen, und auch er besiegelte nun den Schritt, und ein paar Augenblicke später lagen wir uns in den Armen mit dem Ausruf: „Mein Vater! Mein Sohn!“ —

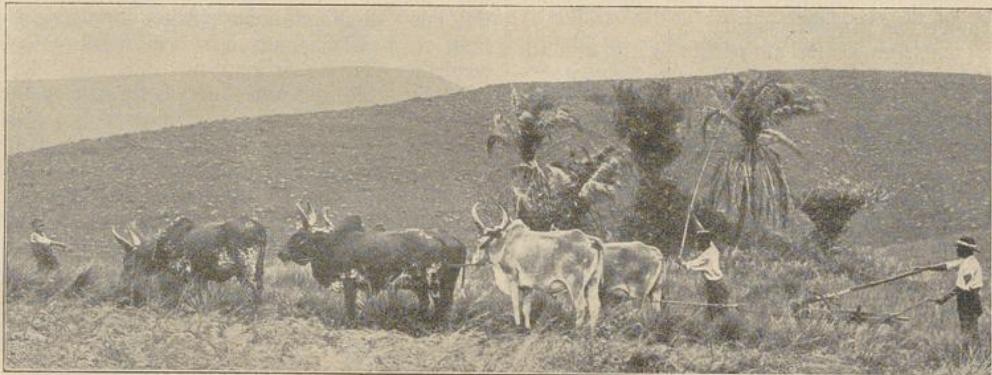
He, Infosazana, wie soll ich dir nun meine Freude schildern? Mehr als vier Jahre hatten wir uns nicht mehr gesehen, ja, ich wußte nicht einmal, ob mein guter Vater noch lebe, und ebenso wenig wußte er von mir. Denn ich war damals heimlich vom elterlichen Kraale fortgegangen, ohne jemand ein Wort zu sagen, wohin. Ich hatte mich in wildem Zorn entfernt, denn der Vater war mir böß, weil ich ein Verhältnis mit einem intombi angeknüpft hatte, das schon mit einem andern Burschen verlobt, und überdies die Tochter eines Induna war. „Suka wena, emahlweni ami, aus meinen Augen! Fort!“ hatte er mir eines Abends zugerufen, und noch in derselben Nacht hatte ich den Kraal verlassen. Jetzt aber stand er vor mir, legte die Hand auf meine Schulter und weinte von Freude, daß er mich wiedergefunden. „Mein Sohn“, sagte er, „warum bist du von mir fortgegangen? Siehe, ich habe meine harten Worte schon längst bereut. Seit langer Zeit wanderte ich umher, dich überall suchend, und endlich, endlich habe ich dich wiedergefunden!“ Ich aber erwiderte unter Tränen: „Baba ng'onile, Vater, ich habe gefehlt! Verzeih' mir meine Schuld!“ Nun war alles wieder gut! Lächelnd streckte er mir die Hand zur Versöhnung entgegen; ich aber führte meinen guten Vater zur Kraalhütte, die ich bewohnte. Es kam der Baas und begrüßte ihn mit freundlichem Lächeln, und dann nahte auch die Burenfrau mit den Kindern, und sie alle freuten sich, daß mein Vater gekommen.

Er aber erzählte mir nur von zu Hause, von der Mutter und den Geschwistern; auch hatte er in der Zwischenzeit wieder ein junges Weib genommen, und ich hatte kleine Geschwister bekommen, die ich noch gar nicht kannte. Ich fragte nach jener, dererwegen ich die Heimat verlassen, und da erhielt ich die ernste Antwort: „Sie ist tot; man hat sie gewaltsam aus dem Weg geschafft!“

Mein Vater blieb einige Tage bei mir, um von dem langen Marche auszuruhen, auch erklärte er, er wolle mich nun mit nach Hause nehmen, denn er habe daheim versprochen, nicht zurückzukehren, ohne den Mazibula endhlini (den Erstgeborenen des Hauses) mitzubringen. — Bis hierher, Intosazana, war alles in Frieden abgegangen. Ich liebte den Bur und seine ganze Familie und war stets bereit gewesen, jedes Opfer für sie zu bringen, doch von jener Stunde an sollte es anders kommen. — Leonhard reinigte mit einem beinernen Löffelchen seinen Gesichtsvorsprung, nahm mit großer Umständlichkeit eine Prise, und fuhr sodann in seiner Erzählung fort:

Augen und er begann, mir freundlich zuzureden, bei den guten Leuten, die mich so sehr liebten, und so notwendig bräuchten, noch längere Zeit zu bleiben. Doch gerade dies verdroß mich am meisten. „Wie?“ rief ich entrüstet aus, „ihr wollt mich verhacheen wie eine einfache Ware? Ich lasse mich nicht verkaufen wie ein intombi (Mädchen)! Ich bin ein freier Arbeiter und kein Sklave. Gebt mir meinen Lohn, mein Vieh, heraus, und lasst mich in Frieden ziehen!“ — Jetzt wurde aber auch das Burenweib bös und schrie: „Kein Stück sollst du bekommen, außer du bleibst noch zwei Jahre bei uns!“ Auch der Bur sagte, wenn ich bliebe, würde ich alles doppelt und dreifach bekommen, ginge ich aber jetzt, so bekäme ich nichts. —

Damit war nun aller Friede dahin. Mein Vater ging traurigen Herzens fort; er hatte weder mich, meinen ältesten Sohn, erhalten, noch die acht fetten Kühe. Letztere konnte er auch deshalb nicht annehmen, weil ich gesagt hatte, ich lasse mich nicht verkaufen wie eine impahla (Ware). Ich blieb; doch mein Herz war nicht mehr hier. Ich kam mir vor wie ein Ge-



Unsere Kaffern beim Pflügen.

Mein Vater wollte mich also mitnehmen; ich selbst freute mich darüber gar sehr und ging sofort zu meinem Baas, die Sache zu besprechen. Da kam ich aber schön an! Sein Gesicht verfinsterte sich, wie wenn plötzlich eine schwarze Gewitterwolke vor die Sonne zieht. Er rief seine Frau herbei, und die begann sofort ein entsetzliches Geschrei. Nein, nein, rief sie aus, das könne sie nie und nimmer mehr erlauben! Sie könne mich nicht entbehren; zwei Jahre müsse ich wenigstens noch bleiben. — Als ich bei meinem Vorbhaben verharrte, machte sie mir bittere Vorwürfe, nannte mich einen Landstreicher, einen treulosen, undankbaren Menschen, und schimpfte und wetterte immer mehr. Ihr Mann war lächerlich und vernünftiger; er wollte seine Frau beruhigen und sagte: „Der Junge war jetzt vier Jahre bei uns und hat uns treu gedient; und wenn er jetzt mit seinem Vater nach Hause gehen will, so haben wir gar kein Recht, ihn zurückzuhalten.“

Sie aber holte nun ihre beiden Kinder, Charlie und Sussy herbei, die ich am meisten liebte, und verlegte sich mit ihnen auss Bitten; und als bei mir auch das nichts nützen wollte, ging sie hinaus in den Viehraal, trieb acht der fettesten Kühe in den Hof und sprach zu meinem Vater: „Dieses Vieh will ich dir geben, wenn du mir Duma, deinen Sohn, noch länger hier lässt.“ —

Nun kam der Sinn meines Vaters ins Schwanken. Die prächtigen Kühe stachen ihm gewaltig in die

jüngere und sah auf Flucht. Sogar alle meine Kinder, Kühe und Kälber, den Lohn von vollen vier Arbeitsjahren, und den Preis, um den ich mir ein Weib kaufen und einen eigenen Haushalt gründen konnte, wollte ich im Stiche lassen. Ich wollte nur eines: die Freiheit. Den Baas liebte ich zwar immer noch, denn er hätte mich ja in Frieden ziehen lassen, die Intosakazi (Frau) aber hasste ich. Sie war an meinem ganzen Elend schuld. Immer wieder und wieder rechnete ich im Geiste nach, wie viel Gutes ich ihr getan, den Gatten hatte ich ihr von einem Löwen gerettet, Sussy, ihr Kind, das vom Schlangenbiss schon dem Tode nahe war, gerettet, und ihr jüngstes Knäbchen, was sie allerdings nicht wußte, durch List der Affenmutter entrissen... Und nun dieser Unrat! Nein, ich wollte nicht mehr bei ihr bleiben; am liebsten wäre ich noch in derselben Nacht entflohen, allein ich fürchtete das isibamu (Gewehr) des Weißen. Ich mußte also eine günstige Gelegenheit abwarten, und die kam bald.“

Leonhard schwieg hier eine Weile, wie in tiefe Erinnerung versunken, dann nahm er seine Erzählung wieder auf. Es war etwa zwei Monate nach der Abreise meines Vaters, als der Baas seinen ältesten Sohn Charlie mit einem Wagen voll Süßkartoffeln nach Emanzimtoti, das viele Tagreisen weit von der Farm entfernt war, schickte. So eine Reise war aber in damaliger Zeit, zumal für so einen jungen, uner-

fahrenen Burschen, wie Charlie war, nicht ohne Gefahr. Der Bur wußte das und sprach daher zu mir: „Duma, ich habe keinen Besseren und Klügeren als dich, dem ich meinen Sohn anvertrauen könnte. Du bist mit allen Gefahren der Wildnis wohl vertraut, kennst alle Wege und Stege und kennst meinen Sohn auch am besten gegen etwaige Belästigungen seitens der Schwarzen schützen. Ziehe also mit ihm, und bring' ihn mir wieder gesund und wohlbehalten zurück!“ So sprach der Baas und stellte mir dabei seinen lieben, treuerzigen Sohn vor, den ich bisher geliebt hatte, wie meinen eigenen Bruder. Ich entgegne kein Wort, und als mir der Baas zum Schluss die Hand reichte, konnte ich ihm nicht so fest und ehrlich in die Augen blicken wie sonst. Er aber merkte nichts, und so luden wir den Wagen, verfahren uns mit Decken, Speisevorräten und Gewehren, und fuhren dann zusammen ab.

Nach mehreren Tagen, als wir ungefähr Mitte Weg in einer recht wilden und gefährlichen Gegend waren, — da, Inkosazana, vollbrachte ich die schlechteste Tat meines Lebens. — Leonhard sentte traurig sein Haupt und hielt in tiefer Beschämung beide Hände vor das Gesicht. „Inkosazana“, fuhr er fort, „weißt du, was es heißt, in wilder Gegend, umringt von lauernden Gefahren, allein mit einem Ochsenwagen zu stehen? Nein, du weißt das nicht, aber ich weiß es; und siehe, ob schon ich das alles wußte, verließ ich dennoch in jener Nacht treulos meinen lieben Charlie und eilte schurstracks der Heimat zu!.... Ach, ich war krank von Heimweh, und dazu war mein Herz voll bitterer Nachgedanken gegen die Burenfrau, von der ich wußte, ich könnte sie am empfindlichsten treffen in ihrem Sohne. Inkosazana, du hast das vorigemal, als ich dir von Lussy und ihrem Brüderchen erzählte, das ich der Affenmutter entriß, gesagt, ich habe ein gutes Herz und ich hätte schon als Heide so schön gehandelt, wie ein Christ; doch nein, das ist nicht wahr; der Heide mag ein gutes Herz haben, ja, aber Feindesliebe kennt er nicht. Zu solch' hoher, reiner Liebe erhebt sich nur der Christ. — Also, ich verließ den armen Charlie an einer Stelle, wo er mit seinem Wagen weder vorwärts, noch rückwärts kam. Was mag nun aus dem armen, unerfahrenen Jungen, dem jede Ortskenntnis abging, werden? Wird er wohl jemals das trauta Watherhaus wieder sehen, oder wird man ihn eines Tages tot finden, erschlagen von rohen Räubern oder zerissen von wilden Tieren? — Ach, hente noch schäme ich mich dieser meiner Tat bis in die tiefste Seele hinein. Wohl habe ich damals die Sache nicht so überlegt, und urteilte ganz anders als heute. Mein Geistesauge war blind und mein Herz krank von Heimweh. Daher ließ ich Tag und Nacht und eilte, so schnell ich nur konnte, dem elsterlichen Kraale zu.

Eines Abends kam ich ganz unerwartet daselbst an. War das nun ein Jubel und eine Freude unter meiner lieben, teuren Angehörigen, die mich seit mehr als vier Jahren nicht mehr gesehen hatten! Wie freute ich mich, als ich die gute Mutter wieder sah, und als mir alle, Brüder und Schwestern, von denen ich die Kleinsten noch gar nicht kannte, die Hände entgegenstreckten! Man führte mich in den Kraal, man schlachtete eine Ziege, brachte mir Utschawa (Kaffernbier) und tat überhaupt alles Mögliche, mir, dem Erstgeborenen, eine rechte Freude zu bereiten. Tat-

sächlich fühlte ich es als eine unbeschreibliche Wohltat, endlich wieder einmal im heimatlichen Kraal neben dem trauten Feuerchen die müden Glieder ausstrecken zu können. Ich fühlte mich frei, war wieder mein eigener Herr und brauchte nicht mehr den Befehlen anderer zu gehorchen. ... Alles wäre gut und schön gewesen, nur ein düstes Bild verfolgte mich bei Tag und Nacht: Ich sah im Geiste meinen armen Charlie vor mir, sah, wie er so einsam und verlassen in der Wildnis die Hände nach mir ausstreckte und hörte seinen kläglichen Hilferuf. ... Dieses Bild vergaßt mir alle meine Freude, und ich fand die frühere Ruhe nicht mehr, denn inhlizyo yangihlaba, es stach und quälte mich mein Herz.

Eine Woche später kam bei uns ein schwarzer Wanderer durch, der erzählte mir, er habe in einsamer Gegend einen jungen Bur mit einem Ochsenwagen getroffen, der ihn unter Tränen gebeten, ihm doch weiter zu helfen, denn sein schwarzer boy (Bursche) sei ihm heimlich davongelaufen. Er (der Schwarze) habe aber der Geschichte nicht recht getraut; es sei ihm die Befürchtung aufgestiegen, er habe wohl seinen boy erschlagen und im Walde verscharrt, und deshalb habe er sich eiligst aus dem Staube gemacht.

Ach, Inkosazana, du kannst dir denken, wie mir zu Mute war! Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich meinen lieben Charlie wieder aufgesucht und glücklich nach Hause geleitet; allein ich fürchtete jetzt dessen Vater, den Bur; der hätte mich sicher im Zorne erschossen, und sein Weib hätte mir im Tode noch die Augen ausgekratzt. So blieb ich also daheim und trug mein geheimes Leid, das ich keinem Menschen klagen konnte, weiter.

Ein Jahr möchte seitdem verlossen sein; ich war inzwischen, um meinen Schmerz zu betäuben, von einem umsindo (Lärm, Biergelage) zum andern gerannt und hatte mich mit Perlen, Gürteln und Messingringen geschmückt, — da kam mir, als ich eben auf dem Heimweg von einer Hochzeit begriffen war, totenbleich vor Angst und Schrecken meine Schwester entgegengestellt und schrie mir zu: „Fliehe, Bruder! Verstecke dich! Fünf Weisse (Buren) sind gekommen und wollen mit dir sprechen. Sie reiten auf schönen, schnellen Rossen und haben große, lange Gewehre bei sich. Fliehe, sie wollen dich sicherlich töten!“ — Im ersten Schrecken hätte ich ihr beinahe Folge geleistet, dann aber schämte ich mich solcher Feigheit; wenn ich wirklich sterben sollte, so wollte ich als Mann sterben.

Ich fand die fünf Männer, von vielen unserer Männer und jungen Burschen umgeben, am Kraal-Eingang. Ihre Gewehre hatten sie an der Mauer stehen. Nicht ohne Schrecken erkannte ich in einem derselben meinen früheren Baas. Auch er hatte mich inzwischen erblckt und rief mir, der ich zögernd hinter einer Aloe-Hecke stehen blieb, freundlich zu: „He, my boy, weshalb versteckst du dich vor mir? Komm her, es geschieht dir nichts! Ich möchte dich bloß fragen, ob du nicht mehr bei mir in den Dienst treten willst. Du hast ja ohnehin noch deinen Lohn bei mir stehen!“ — Ich entgegnete: „Auf diesen Lohn will ich keinen Anspruch mehr machen, seitdem ich Charlie heimlich verlassen habe.“ — „O Charlie“, rief lachend der Bur, „Charlie ist schon längst wieder daheim! Er ist gesund und wohl, und wir alle, Charlie, Lussy, und auch ich und mein Weib würden uns freuen, wenn du wieder kämst!“

Da ich mich jedoch nicht entschließen konnte, eine bejahende Antwort zu geben, sprach der Vater zu meinem Vater: „Begleite mich ins Tal hinab; dort treiben wir eine Herde.“ Die Buren verließen nun den Kraal; beim Abschied reichte mir mein alter Baas nochmals freundlich die Hand mit den Worten: „Du bist ein stolzer Junge, Duma! Es ist mir leid, daß du nicht mehr zu uns kommen willst, denn wir haben dich recht lieb gehabt!“ — Mein Vater aber begleitete die Weißen ins Tal und kehrte nach einer Viertelstunde mit einer großen, fetten Kuh zurück, die ihm der Vater als Geschenk überlassen hatte. So endete meine Geschichte mit den Buren.“

Bei diesen Worten ergriff der alte Leonhard Hut und Stock und humpelte langsam seiner Hütte zu.
(Fortsetzung folgt.)

Meine erste Reise nach den Stationen.

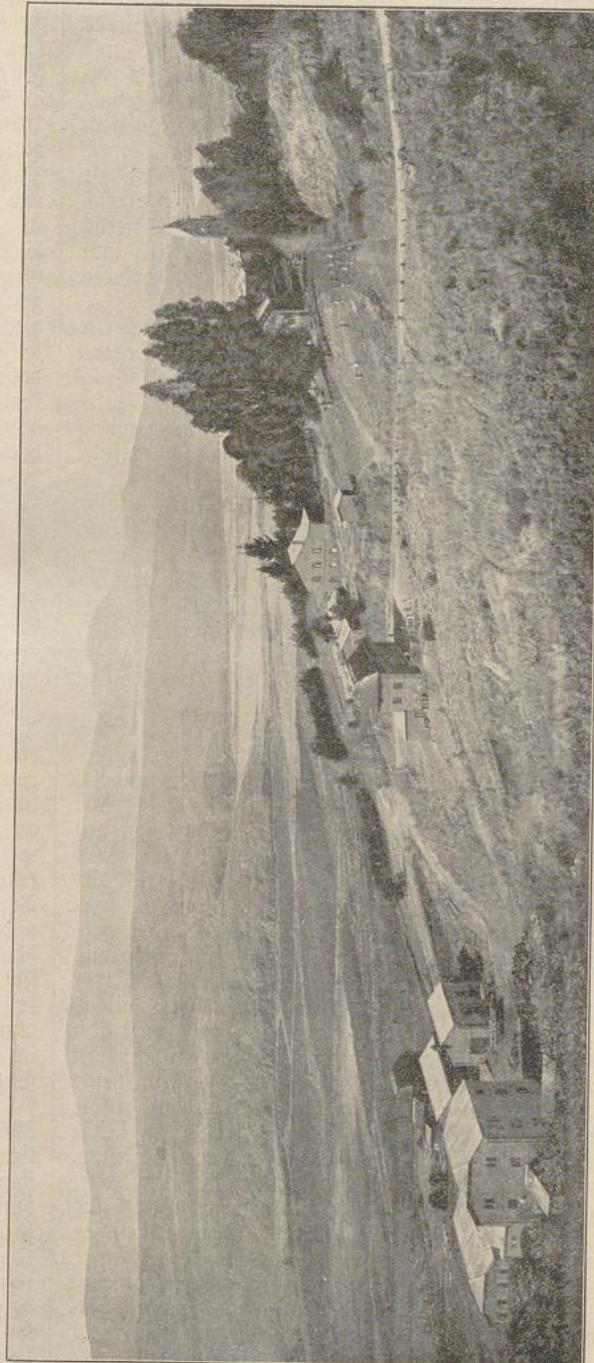
Von Schw. Christine, C. P. S.

Ich zählte noch zu den Neulingen des Mutterhauses, da sagte mir eines Tages Schwester Oberin: „Morgen dürfen Sie in Begleitung einer zweiten Schwestern nach den Stationen gehen.“ — O, wie jubelte da mein Herz! Also morgen schon durfte ich hinaus nach unseren Missionsstationen, von denen ich schon so vieles gehört hatte, und auch ich sollte nun direkt teilnehmen dürfen am Bekehrungswerk der armen Heiden! O, ich wollte mich ganz und gar meinem schönen Berufe opfern! Meine Freude war so groß, daß ich in der folgenden Nacht kaum ein Auge schloß.

Am nächsten Morgen stand ich mit meiner Begleiterin schon in aller Frühe reisefertig da. Wir mußten reiten. Unsere Pferde sollten wir aber erst am Umhlatuzane, der etwa einen Kilometer vom Schwesternkonvent entfernt ist, besteigen. Sie müßten erst etwas eingeritten werden, hieß es, und drunter am Fluß würden wir sie finden. So wanderten wir also zusammen in Begleitung eines Käffern in die frische Morgenluft hinaus. Als wir zur bezeichneten Stelle kamen, war von einem Pferde keine Spur zu sehen. Da ich damals weder Käffersch noch Englisch konnte, so versuchte ich es, mich dem Käffer durch Zeichen verständlich zu machen. Er bedeutete mir, er wolle nach den Pferden Umhau halten und wir sollten inzwischen langsam weitergehen.

So wanderten wir also fort über Berg und Tal, hier durch sandige Strecken und dort über weite, mit Busch und Strauchwerk bestandene Wiesengründe, ohne jedoch von der Fahrstraße, die allerdings viel zu wünschen übrig ließ, abzuweichen. Von Pferden jedoch war immer noch nichts zu sehen, und auch unser Käffernjunge wollte nicht mehr zum Vorschein kommen. Wir machten uns aber darüber nicht allzu viele Sorge. Dem Mutigen gehört die Welt, sagt das Sprichwort, und Mut, Energie und freudige Zuversicht hatten wir, vielleicht mehr, als in jener Stunde ratsam war; wenigstens hätte uns eine ebenso große Portion Klugheit nicht schaden können. So wanderten wir eine Stunde nach der andern fort, ruhten zeitweilig etwas aus, schauten, ob noch immer kein Käffernjunge mit

unsern Pferden komme und marschierten dann wieder weiter, bis wir endlich Weg und Steg verloren, kaum mehr wußten, nach welcher Himmelsrichtung wir gingen, keine Ahnung hatten, wo Einsiedeln, unsere nächste Missionsstation, liege und selbst den Rückweg



nach Mariannhill nicht mehr taunten und fanden. Was nun? Die Sonne neigte sich schon dem Untergange zu; wir fühlten uns allmählich müde, hungrig und durstig, und unsere Hauptforsorge war, wo wir hier in der öden, fremden Gegend, wo nur hic und da ein Käfferntraal zu sehen war, eine

Herberge finden könnten. Da begegnete uns ein alter Käffner. Er schien unsere Verlegenheit zu ahnen, sprach uns freundlich an, — leider verstanden wir von seinem Redeschwall kein Wort — und führte uns zuletzt nach seinem Kraal. Hier beschlossen wir zu übernachten. Die guten Leute bezeigten uns ein herzliches Bedauern, brachten uns eine kleine Erfrischung und ein paar Decken für die Nacht, ließen uns allein und schlossen zuletzt die Kraaltüre von außen zu. — Jetzt sahen wir im stockfinstern Käffernkraal — denn in solcher Behausung gäbts kein Licht, und das kleine Herdfeuerchen, das am Boden brannte, war bald erloschen — und waren noch obendrein eingeschlossen! Da wollten uns doch allerlei Bedenken kommen. Es wurde Kriegsrat gehalten, und der Beschluß war: wir sollten abwechselnd Wache halten, die eine vor Mitternacht, die andere nach Mitternacht. Die erste Wache traf mich, mein gutes Mütchwesternchen konnte also ruhig schlafen. Sie versuchte es auch, kaum lag sie jedoch ein Viertelstündchen unter der Klappe, als sie mit Entrüstung ihre Decke wegwarf, denn sie hatte zwar nicht gesehen, wohl aber gefühlt, daß sie mit einer Legion blutlechzender Tiere bevölkert war. So konnten wir also zusammen Nachtwache halten, denn mir fiel es nach solcher Erfahrung gar nicht ein, die mir geliehene Käfferndecke zu benützen.

Es war eine lange, bange Nacht. Schließlich kam der Morgen doch. Der schwarze Hausherr schloß uns freundlich auf und seine brave Frau brachte uns eine Schüssel voll Pallisch (Maisbrei). Nach dem Frühstück nahmen wir von den guten Leutchen unter herzlichen Dankesbezeugungen Abschied, und einer der Jungen gab uns noch eine volle Stunde weit das Geleite und führte uns wieder auf den rechten Weg.

Nun begann der zweite Tagesmarsch. Heute ging es nicht so schnell und mutig voran, wie gestern. Das Schlimmste war weder die Müdigkeit, noch Hunger und Durst, obschon wir allmählich auch darunter zu leiden hatten, sondern unsere Ratlosigkeit. Wir wußten, wie gesagt, keinen Weg, gingen nur aufs Geradewohl einer fremden Fahrstraße entlang, und die Hoffnung, daß uns der Käffernjunge mit den Pferden einholen würde, war bedeutend gesunken. So kam der Abend daher, und zuletzt setzten wir uns müde und hungrig unter einem Baume nieder. Nochmals in einen Käffernkraal zu gehen, hatten wir keine Lust.

Da kam ein Engländer des Weges, stellte einige Fragen, die wir wieder nicht verstanden, und bedeutete uns, dann zu warten. Nach einer Weile kam, von ein paar Kindern begleitet, seine Frau und nahm uns in ihre mitten in einem freundlichen Wäldchen gelegene Wohnung mit. Nun, hier war schon besser wohnen, als im Käffernkraal. Man erwies uns alle nur erdentliche Gastfreundschaft, und zuletzt kam noch eine Dame, die etwas Deutsch sprach, sodaß wir uns hinreichend verständigen konnten. Hier erfuhren wir nun, es sei Tags zuvor im Laufe des Vormittags ein Käffernjunge mit zwei Pferden vorübergeritten und habe nach zwei „verlorenen“ Schwestern gefragt. Am nächsten Morgen spannte der generöse Engländer seine Kugelche ein und machte sich erbötzig, uns persönlich nach Einsiedeln zu fahren; zuvor jedoch schickte er nach Mariannhill, wo man unsertwegen wohl in Sorge sein möchte, ein Telegramm mit der Meldung, es sei alles „all right.“ Etwa eine Stunde vor Einsiedeln kam uns der Mariannhiller Käffernjunge mit

den beiden Pferden entgegen, und mit ihm kam ein Bruder nebst mehreren schwarzen Arbeitern; sie waren alle auf „Schwesternsuche“ ausgezogen und freuten sich nicht wenig, uns so schnell gefunden zu haben. Unter herzlichem Dank verabschiedeten wir uns von dem gütigen Engländer und fanden ein Stündchen später im stillen Einsiedeln ein gastliches Heim, wo wir uns rasch von dem ausgestandenen Schrecken und den Strapazen erholt konnten.

Die Weiterreise nach Mariatal ging per Ochsenwagen. Da war keine Gefahr, sich zu verirren, auch hatten wir meistens die gute, wohlhaltene Poststraße. Am zweiten Tage hoffte ich am Ziel zu sein, doch als wir an den Umkomazi kamen, war die Brücke gebrochen, und hieß es acht Tage lang warten! Ich hätte allerdings in einem Kahn hinübersfahren und dann zu Fuß weitermarschieren können, allein die Lust zu solchen Fußtouren war mir gründlich vergangen. Ich wartete also in Geduld, und eine Woche später saß ich im Kreise der lieben Mütchwestern in Mariatal. Damit war ich aber noch nicht an meinem eigentlichen Reiseziel. Letzteres war Ezenstochau, das eine gute Tagereise von Mariatal entfernt ist.

Jetzt sollte ich endlich auf's „hohe Roß“ kommen. Ich äußerte der Schwester Oberin gegenüber meine Bedenken, denn ich sei noch nie auf einem Gaul gesessen. Die Antwort war: „O, das macht nichts; nur mutig hinauf! Probieren geht über Studieren!“ Auch pries man mir die vielen guten Eigenschaften meines ganz unvergleichlichen Rößleins. Ich stieg also auf. „Wann komme ich nach Ezenstochau?“ — „Heute Abend noch, wenn alles gut geht. Hoffentlich bleiben Sie nicht wieder acht Tage auf dem Wege liegen.“ — Eben glaubte ich, mich in die rechte Positur gesetzt zu haben, — plumps, — da lag ich schon am Boden. „Nur Mut“, meinte P. Rektor, der auch Zeuge meiner Reitkunst war, „durch vieles Herunterfallen lernt man's Reiten! Glauben Sie mir nur, ich rede da aus alter Erfahrung.“ Bald konnte ich auch von „Erfahrungen“ reden, denn ehe ich in Mariatal nur zum Tore hinauskam, fiel ich noch dreimal herunter.

Von da an ging es sein; die Erfahrung war ja da. Nur einmal noch machte mein braves Pferdchen einen unerwarteten Seitensprung und warf mich in's hohe Gras. Mehrere Schlangen, die sich wahrscheinlich vor einem Grasbrand geflüchtet hatten, waren am Weg gelegen und hatten es so erschreckt, daß es plötzlich Reihaus nahm. Der Käffernjunge, der mich begleitete, fing es glücklich wieder ein, und dann ging es wieder fort, als wäre nichts geschehen. Ja, ich hatte an jenem Tage sogar noch das Glück, ein Kind zu taufen. Mein schwarzer Begleiter machte mich nämlich, als wir an einem Käffernkraal vorbeikamen, darauf aufmerksam, daß hier ein Kind am Sterben liege. Ich taufte es, und eine halbe Stunde darauf hatte ich einen kleinen Fürsprecher im Himmel! Die Freude darüber ließ mich alles leicht vergessen. Es kam auch nichts Besonderes mehr vor; wohl rutschte ich noch ein halbes Dutzendmal von meinem Gaul herab, aber auch dieses Herunterfallen ging immer sanfter und besser, was ich natürlich meiner stets wachsenden „Erfahrung“ zuschrieb, und abends, kurz nach Sonnenuntergang, war ich in meinem lieben Ezenstochau. — Ich habe seitdem im schönen Natal schon manche Reise gemacht zu Wagen und zu Pferd, zu

Fuß und mit der Bahn, doch meine erste Reise nach den Stationen ist mir doch am besten in Erinnerung geblieben.

Mariannhiller Weihnachtswünsche.

Es ist allerdings etwas früh, wenn wir schon im Monate Juni unsere Wünsche äußern fürs kommende Weihnachtsfest; allein, bis die Sachen von unseren Sammellestellen nach Mariannhill, und von da nach den oft weit entlegenen Missionsstationen kommen, vergeht oft lange Zeit. Dazu will alles planmäßig sortiert und verteilt sein, und müssen die überhandten Stoffe vielfach erst an Ort und Stelle zu Hemden, Kleidern usw. verarbeitet werden. So hatte ich letztes

Passende Weihnachtsgeschenke für unsere Kinder sind namentlich auch Schreibhefte, Federn, Griffel, Bleistifte und sonstige Schulrequisiten; ganz besonders auch Spielsachen, kleine Messer, Musikinstrumente, Bilder und Bilderbücher, Krippenfiguren und Schmucksachen für den Christbaum.

Mancher Kaufmann hat vielleicht verschiedene solcher Sachen auf Lager, die infolge eines kleinen Defektes nicht mehr gut verkauflich sind, mit denen er aber unserer Mission ein hochwillkommenes Weihnachtsgeschenk bereiten könnte. Desgleichen hat wohl manche Hausfrau, Lehrerin oder Institutsvorsteherin u. s. w. dies und jenes in Vorrat, was die eigenen



P. Dominikus verteilt auf einer Station die von Wohltätern gespendeten Kleidungsstücke.

Jahr in Czenstochau persönlich Gelegenheit, eine Menge der niedlichsten Kinderkleidchen zu bewundern, die alle aus bunten, etwa 15—20 cm langen und breiten Musterstücken zusammengestückelt waren. Die guten Schwestern hatten an deren Herstellung sicherlich viele Wochen gearbeitet.

Womit nun können unsere geehrten Wohltäter und Wohltäterinnen unseren schwarzen Kindern und Neubefahrten eine passende Weihnachtsfreude machen? Nun die Bedürfnisse in einem großen Missionswerke sind gar mannigfach, da lässt sich schließlich alles Mögliche mit Nutzen verwerten. Hochwillkommen sind uns immer Katunstoffe, Hemden, Kleider, Mützen usw. Auch abgetragene Kleider werden mit Dank entgegengenommen; doch sollen sie noch gut erhalten sein, da wir dafür nicht nur den weiten Transport, sondern in Durban (Natal) auch einen ziemlich hohen Zoll (15% vom Schätzungs-wert), sowie ansehnliche Beträge für die gesetzlich vorgeschriebene Fumigation (Ausräucherung) bezahlen müssen.

Kinder kaum mehr ansehen, wornach aber unsere schwarzen mit beiden Händen greifen würden.

Unsere Bitte geht nun dahin, die Sachen tunlichst bald an unsere auf dem Titelblatte des Bergfahnenblattes angegebene Sammellestelle einzufinden, damit sie von dort aus rechtzeitig nach Mariannhill geschickt werden können. Des dankbaren Gebetes unserer schwarzen Kinder und Neubefahrten dürfen unsere geehrten Wohltäter stets versichert sein, und sagen wir in deren Namen schon zum voraus für alles und jedes ein herzliches, hunderfaches

„Vergelt's Gott!“
Mariannhill, 1. Juni 1909.

Die Redaktion.

Schul- und Weihnachtsspiele unserer schwarzen Kinder.

„Gelegentlich der Einweihung des neuen Schulhauses Mariä-Linden“ (8. November 1908) schreibt Rev. P. Maurus, derzeitiger Rektor von Hardenberg,

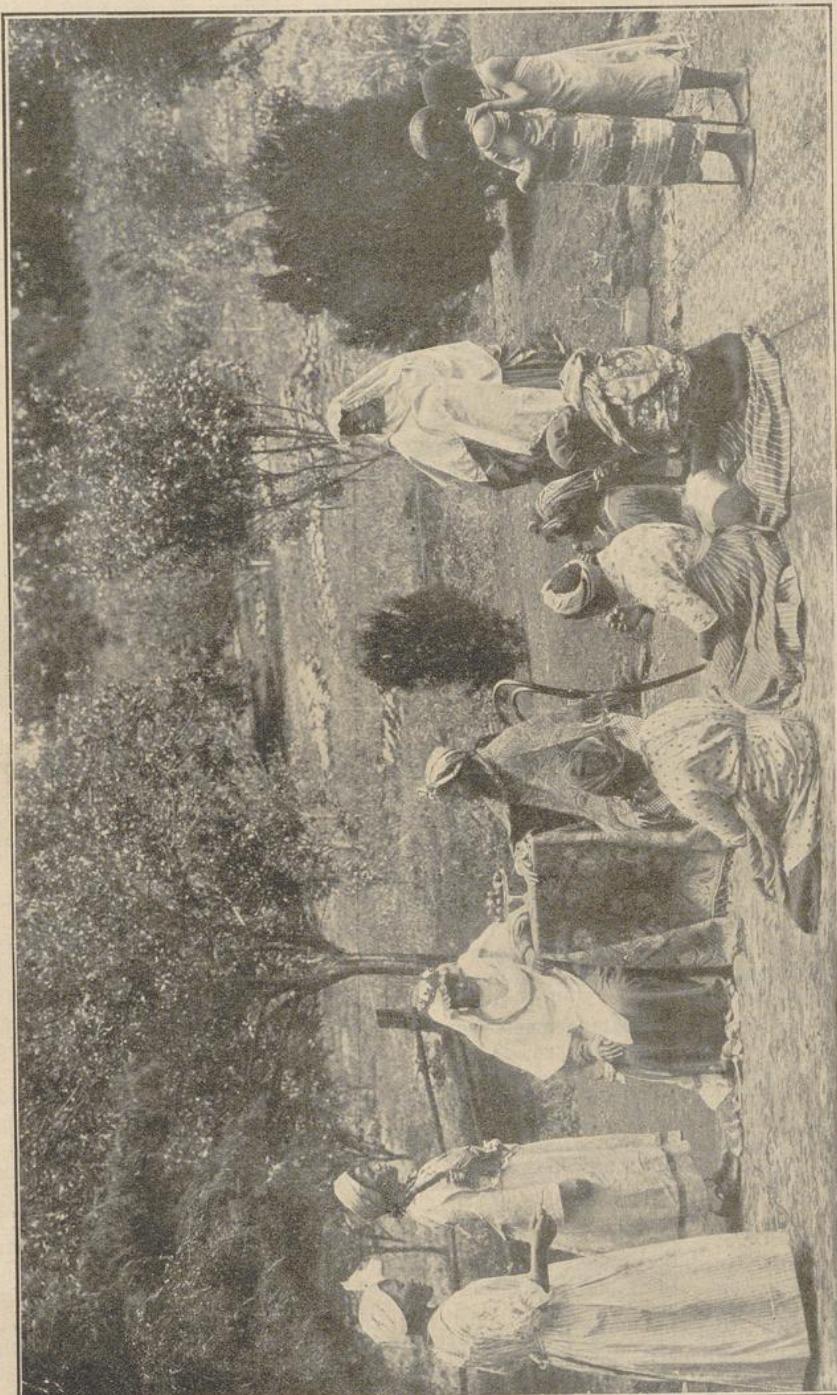
„haben die dortigen Kinder, wie bereits im Bergisch meinmicht berichtet worden, außer vorzüglichen Turnübungen auch einige kleine Spiele aufgeführt. Eine Menge sowohl weißer wie schwarzer Festgäste war dazu herbeigeströmt, denn was Neugier und Schaulust anbelangt, sind sie alle gleich, die Schwarzen wie die Weissen, und gilt in Wahrheit des Dichters Wort:

„Menschen sind die Menschenkinder aller Zeiten, aller Zonen,
Ob sie unter Weidenbüschchen, ob
sünder Palmen wohnen.“

Die Leistungen unserer Kinder, sowie die dabei entwickelte stramme Zucht fanden allseits den lautesten Beifall. Das Neuzere in die Augen fallende, schlägt eben immer durch, zumal bei Leuten mit noch niedrig stehender Kultur. Einer der weißen Farmer welcher auch dem Schulfeste beiwohnte, bat sich gerade dadurch bewegen lassen, seine fünf Kinder in eine Klusenschule von Mariazell zu schicken, in deren Nähe er wohnt.

Das gab Mut. Rev. P. Notker war selbst für die Sache begeistert und lud uns ein, am Weihnachtsfeste mit den Schulkindern nach Mariazell zu kommen, um auch dort diese Spiele aufzuführen. Da jedoch eine Sache durch östere Wiederholung an Interesse verliert, dachte ich daran, etwas Neues einzuführen. Ich erinnerte mich an ein Weihnachtsspiel (Geburt Christi), das ich noch vor meiner Priesterweihe in der Mariannhiller Schule aufgeführt hatte. Doch außer der knapp bemessenen Zeit bildete die Hauptchwierigkeit die Herbeischaffung der Kostüme, zumal für die Engel, die in dem Spiele auftreten sollten. Maria linden ist eben klein, arm an Kräften und arm an Mitteln; wie sollte man da auch nur etwas einigermaßen Anständiges zuwege bringen können? Doch Schwester Eusebia, unsere Lehrerin, erklärte sich bereit, einmal einen Versuch zu machen. Es wurde etwas Stoff gekauft, und siehe, mit Hilfe von alten Gold- und Silberborten, die sich zum Glück vorsanden, lamen Engelkostüme zu-

stande, die all meine Erwartungen übertraten, sie waren sogar noch schöner, als jene, die wir in Mariannhill hatten. Schwester Augustina, die zweite Lehrerin, sollte die Flügel für die Engel machen, und auch



Schul- und Weihnachtsspiele unserer schwarzen Kinder.

sie entledigte sich ihrer Aufgabe zu meiner vollen Zufriedenheit. So kam also das Spiel glücklich zustande.

In der hl. Christnacht wurde es zum erstenmal aufgeführt. Es war eine herrliche Weihenacht, wenn

auch anders als in Europa. Schon am Abende der Vigil waren alle Christen von nah und fern auf der Station versammelt, wo sie die halbe Nacht mit Beten und Singen zubrachten und zuletzt auch der Mitternachtsmesse beiwohnten. Besonders stark findet sich dieser schöne Brauch bei den Basutochristen. Um zehn Uhr abends wurde unser Weihnachtsspiel aufgeführt und zwar unter der Veranda der neuen Schule, während die Zuschauer ihre ersten, zweiten und dritten Plätze ganz nach Wahl im Freien auf dem grünen Rasen des Schulplatzes einnahmen. Das Wetter war gerade nach Wunsch: heiter, windstill und ohne Mondlicht, sodass die Beleuchtung unserer primitiven Bühne sich recht gut mache. Alles verlief in ganz vorzüglicher Weise.

Am Nachmittag des hl. Weihnachtstages machten wir sodann mit unsern Schulkindern einen Ausflug nach Marizell, wo wir von P. Notter mit der größten Freundlichkeit empfangen wurden. Hier kam unser Spiel das zweitemal zur Aufführung; leider waren die Verhältnisse weniger günstig als in Mariolinden. Wir mußten schon im Laufe des Nachmittags die Vorstellung beginnen. Dabei brannte die Sonne mit einer Gluthitze, wie sie sogar hier in Afrika nur selten vorkommt, so auf das Blechdach über uns herab, daß sich in dem mit Menschen vollgesprosten Raum eine wahre Feueratmosphäre entwickelte, während die Beleuchtung in einer Mischung von hellem Sonnen- und trübem Lampenlicht in einem künstlich verdunkelten Raum bestand. Trotzdem fand das Spiel, namentlich bei jenen, die dessen Aufführung in Mariolinden nicht gesehen hatten, großen Anklang, und als nach Schluß der Weihnachtsserien die Schule wieder eröffnet wurde, meldeten mir die Schwestern in Mariolinden, daß nicht nur alle bisherigen Schulkinder pünktlich und vollzählig wieder eingetroffen seien, sondern daß sich auch fünf Neulinge angemeldet hätten.

Leider mußte ich kurz darauf meine liebe Missionsstation verlassen, um die im benachbarten Hardenberg zu übernehmen, da Rev. P. Chrysostomus, der bisherige Rektor und Missionär daselbst, in Bälde, d. h. sobald er in Mariannahill seine in Sesuto geschriebene biblische Geschichte im Druck fertig hat, eine unserer Missionsstationen im Maschonaland pastorieren soll. Nun wie Gott will. Zum Schluß bemerke ich noch, daß wir zwar unser Hauptaugenmerk immer auf die geistige und sittliche Ausbildung unserer schwarzen Pfleglinge durch Predigt, Katechese, Spendung und Empfang der hl. Sakramente usw. legen, daß wir aber auch in den oben genannten Spielen ein nicht zu verachtendes äußeres Hilfsmittel zur Hebung und Pflege unserer Mission erblicken.“ Soweit Rev. P. Maurus.

Auch in Mariatal fanden heuer recht hübsche Weihnachtsspiele statt. Schon die Christbekehrung, zu der sich auch die Brüder und Schwestern eingefunden hatten, zeigte einen gewissen dramatischen Charakter. Gegen 8 Uhr abends, d. h. sobald es dunkel geworden war, machten wir gemeinsam die Runde von einer Schule zur andern. Schwestern Innozentia und Schw. Kapistrana hatten ihr Möglichstes getan, sowohl in der Knaben- wie in der Mädchenschule einen für die heutigen Verhältnisse prächtigen Christbaum aufzustellen. Rings um denselben und teilweise auch auf den Schulbänken lagen die für die Kinder bestimmten Weihnachtsgeschenke.

Zuerst ging es in die Knabenschule. Hei, wie leuchteten da die großen, schwarzen Augen der erstaunten Kinder bei all dem Schimmer der vielen leuchtenden Kerzen und den manigfachen bunten Sachen, die an dem Christbaum hingen! Nach einem schönen Weihnachtslied hielt einer der Knaben, ein frischer, geweckter Junge, mit glockenheller Stimme an seine Kameraden eine zündende Ansprache und forderte sie auf, mit ihm nach Bethlehem zu eilen, das hl. Christkind anzubeten, das soeben vom Himmel auf die Erde gekommen sei! Wo war denn Bethlehem? Gleich nebenan, denn hier in der Ecke des Schulzimmers stand eine kleine, hübsche Krippe mit allem, was dazu gehört. (Eine noch größere und schönere aber war während der ganzen Weihnachtszeit für die vielen Besucher in der Kirche aufgestellt.) Hier knieten nun die Kinder nieder und sangen dem lieben Jesukinde ein Weihnachtslied nach dem andern, wie Busuku ohuhu nach der Melodie „Stille Nacht, heilige Nacht“, Wozani makolwa, kommt, ihr Christen, und freuet euch! Kommt, wir gehen nach Bethlehem, zu beten vor unserm Jnkosu usw.

Den Schluß bildete die Aussteilung der Christgeschenke, die namentlich in Kleidern, Mützen, Jacken, Höschen usw. bestanden. Natürlich durften auch einige bunte Spielsachen und frisches Backwerk nebst Zugehör nicht fehlen. Die Knaben wurden von der Schwester Lehrerin einzeln mit Namen aufgerufen und jeder empfing dann vom Priester die vom hl. Christkind ihm eigens zugesetzte Bescherung, welche er mit beiden Händen unter artiger Verbeugung mit herzlichem „Bergelt's Gott“ entgegennahm.

Von da ging es in die nahe Mädchenschule, wo sich im allgemeinen das gleiche Spiel wiederholte. Auf den Kleidern, mit denen die Mädchen bekleidet wurden, lagen Zettel mit allerlei sinnigen Aufschriften wie „Halte mich hübsch rein und sauber“ oder „Dein schönes Kleid sei Demut und Herzensreinheit“ usw. Den Schluß bildete die Christbescherung im Marienhaus.

Hier im Marienhaus wurde am folgenden Abend ein recht hübsches Theaterstück „Die hl. Elisabeth von Thüringen“ aufgeführt. Das Ganze war von Schwester Delphine mit großer Mühe und vielem Geschick arrangiert worden: sämtliche Spielerinnen waren Marienhausmädchen. Letztere fanden sich ausnahmslos in ihre Rollen prächtig hinein und spielten die schwierigsten Partien mit ebensoviel Wärme, wie durchaus ungekünstelter Natürlichkeit und Treue, obwohl die oft langen Dialoge an ihr Gedächtnis nicht geringe Anforderungen stellten. Da tritt z. B. eine arme Frau auf und schildert ihre Not und die ihres Franken Mannes und der hungernden Kinder zu Hause unter bedürdigen Appellationen an die Güte und Mildherzigkeit der frommen Landesmutter mit einer Wehmutter, Rührung und Trügigkeit, daß es einen Stein erweichen könnte. Ihr folgt eine bekümmerte Mutter; sie bietet der edlen Landgräfin ihre Tochter als Dienstmädchen an und erzählt dabei in endlosem Redestrom, wie eitel und gefallsüchtig ihre „Luzia“ sei, wie sie, statt zu arbeiten, beständig an ihren Haaren und dem langen Zopfe herummachte usw. Elisabeth möge doch diese ihre Tochter in Dienst nehmen und ihr eine bessere Gesinnung beibringen. . . . Mittlerweile kommt noch eine isalukazi, ein altes Bettelweib; nur mühsam kommt sie auf ihren Stock gestützt vornwärts, setzt sich dann vor der Fürstin ohne viele Umstände auf den

Boden nieder, zieht ein beinerneß Löffelchen aus dem wolligen Haar und beginnt damit ganz nach Käffernart bald zu schnupfen, bald die endlos quellenden Tränen auszuhängen. Kurz, man sah, die Spielenden waren Käffern, sie verstanden es aber auch, ihre schwarzen Landsleute genau zu kopieren.

Die Bühne war natürlich die Einfachheit selbst, dennoch fanden die schwarzen Zuschauer alles, namentlich aber die Kostüme der auftretenden Engel und das der hl. Elisabeth muhle kakulu, einzig schön. Am zweiten Weihnachtsfeiertage wurde das Stück in früher Nachmittagsstunde abermals aufgeführt und zwar vor den von a u s n ä r t s kommenden Besuchern, worunter noch viele H e i d e n und K a i e ch u m e n e n waren. Diese hatten natürlich so etwas noch nie gesehen und fanden kaum Worte, ihrem maßlosen Erstaunen Ausdruck zu geben. Den Vogel schoss in ihren Augen die vorhin erwähnte Luzia ab. Die Landgräfin sah, wie diese ihre Kammerjungfer sich den ganzen Tag mit ihrem langen Z o p f zu schaffen mache und wollte da kurzerhand gründliche Remedien schaffen. Sie nimmt einfach eine lange, scharfe Schere und schneidet der Ahnungslosen den langen, schönen Zopf kurzweg ab. Das ging nun aber der an sich hizigen und jähzornigen Luzia weit über den Alchstrich! Wie von Hornissen gestochen, fährt sie auf, gebärdet sich wie rajend vor Wut und führt überhaupt eine Szene auf, für die ich keine andere Bezeichnung habe, als „echt k a f f r i s c h“. Es fehlte nicht viel, so hätte sie der Landgräfin das Gesicht zerkratzt. Je wilder sie sich aber benahm, desto mehr jauchzten und jubelten die käffrischen Zuschauer, die nicht üble Lust zeigten, bei diesem Streite auch ein „Wörtchen mitzureden“.

Auch Sophie, Elisabeths Schwiegermutter, begann der vielen Almosen wegen, welche die mildherzige Landgräfin austeile, „hizig und unbequem“ zu werden. Zuletz aber erfolgt durch das bekannte „R o s e n w u n d e r“ eine allgemeine Belehrung und Ausjöhnung. Den Abschluß und zugleich den Glanzpunkt des höchst gelungenen Stücks bildet ein farbenprächtiges Gruppenbild. Alle am Spiele beteiligten Personen: die beiden Kammerjungfern, Luzias Mutter, Sophie, die Schneigermannia, die arme Bettlerin, Kinder und sonstiges armes Volk sind um die edle Landgräfin vereint, über der ein Engel zu sehen ist, der ihr die Krone des Lebens aufs Haupt setzt. Ein kleines bengalisches Feuer beleuchtet die lebensvolle Gruppe und steigert das Erstaunen der entzückten schwarzen Zuschauer vollends ins Maßlose.

Da an den genannten Weihnachtsfeiertagen gerade auch unser P h o t o g r a p h in Mariatal auf Besuch war, machte er von einer der verschiedenen Szenen eine photographische Aufnahme, die wir hier unsern gehrten Lesern in zinkographischer Reproduktion wiedergeben. Der Umstände wegen ist die Aufnahme im F r e i e n gemacht — daher der gartenähnliche Hintergrund, — sonst aber ist sie eine getreue Wiedergabe des interessanten Weihnachtsspiels, von dem unsere Schwarzen in Mariatal noch lange, lange reden werden.

Treu bis in den Tod.

Ein Kaufmann unternahm eine Reise zu Pferde und sein treuer Pudel begleitete ihn. Der Zweck dieser Reise war, von einem etwas entfernten Orte eine ansehnliche Summe Geldes abzuholen, die jemand dem

Kaufmann schuldig war. Er empfing das Geld und ritt vergnügt nach Hause. Unterwegs fiel der Mantelsack, worin sich der Geldbeutel befand, von dem Pferde herab. Der Kaufmann, der in Gedanken versunken war, merkte nichts davon, wohl aber sein treuer Hund. Er versuchte den Mantelsack mit den Zähnen aufzuhaben und seinem Herrn nachzutragen; aber er war ihm zu schwer. Er lief also hin zu seinem Herrn, sprang an dem Pferde hinauf und bellte so laut und so unaufhörlich, daß der Kaufmann nicht wußte, was er davon denken sollte. Er gebot ihm zu schweigen, aber umsonst! Er gab ihm einen Schlag mit der Peitsche, aber vergebens! Das treue Tier fuhr fort zu bellen und zu heulen und an dem Pferde aufzuspringen, als wenn es seinen Herrn mit Gewalt herunterziehen wollte, und da ihn dieser durch mehrere Peitschenschläge abwehrte, fiel er das Pferd an, um ihm durch Bellen und Beißen zu verstehen zu geben, daß es umlehren solle. Der Kaufmann erschrak und glaubte, daß er toll geworden sei. Er liebte den Hund, und es schmerzte ihn, sich in die Notwendigkeit versetzt zu sehen, ihn totschießen zu müssen. Lange bemühte er sich, ihn durch Zurufen zu besänftigen; aber da alles nichts helfen wollte, ergriff er endlich die Pistole, zierte und drückte mit weggewandten Augen los. Der gute Pudel stürzte, erholt sich aber wieder und troch ängstlich winselnd näher zu seinem Herrn. Dieser konnte den Anblick nicht ertragen, gab dem Pferde die Sporen und jagte davon. Nach einer kleinen Weile konnte er sich gleichwohl nicht enthalten, zurückzusehen, ob das arme Tier wohl schon tot sei. Aber indem er sich umdrehte, bemerkte er den Verlust seines Mantelsackes. Wie ein Stein fiel es ihm da plötzlich aufs Herz, daß das wohl die Ursache sein möchte, warum der Hund so gebellt habe. „Ich Grausamer!“ rief er aus und jagte spornstreichs zurück, mehr wegen des armen Hundes, als wegen des Geldes bejorgt. Er fand ihn an der Stelle, wo er ihn geschossen hatte, nicht mehr, sondern sah an der blutigen Spur, daß er weiter zurückgefrochen sein müsse. Voll Bekümmernis folgte er dieser Spur, — o! wer vermag seine Betrübnis auszusprechen, da er das arme, treue Tier neben dem Geldbeutel liegen fand, zu dem es zurückgetrochen war. Er sprang vom Pferde, um zu sehen, ob er noch zu retten sei; aber ach! — der sterbende Hund leckte ihm liebevoll die Hand — und starb.

Frühling.

Leise sang die Wolsharfe,
Wachgeküsst vom Morgenhauch,
Sang so innig, sang so minnig,
Sang den Knospen an dem Strauch
Und die Knospen fühlten leise
Süß ein nie geahntes Glück,
Und es lösten sich die Hüllen
Vor der Sonne Zauberblick.

Zitternd reckten sich die Blättchen
Und des Grünes zarter Ton
Ward der Sonne und dem Winde
Und der Harfe dann zum Lohn . . .
Staunend sah ich dieses Wunder,
Sah die Zeitgeistwolken fliehn
Und ich fühlt ein heilig Sehnen
Tief in meine Seele zieh'n.

St. Josephsgärtchen.

Der zwölfjährige Jesusknabe im Tempel.

(Fortsetzung.)

Acht Jahre alt, zog Jesus zum erstenmale mit den Eltern zum Osterfeste nach Jerusalem und die folgenden Jahre immer. Jesus hatte schon bei seinen ersten Reisen bei den Freunden, wo sie in Jerusalem einlehrten, und bei Priestern und Lehrern Aufmerksamkeit erregt. Man sprach bei manchen Bekannten in Jerusalem von dem klugen, frommen Knaben, dem wunderbaren Josephs-Sohne, und Jesus hatte somit, als er im zwölften Jahre mit seinen Eltern in Gesellschaft ihrer Freunde und deren Söhne wieder kam, schon allerlei Bekannte in der Stadt. Die Eltern hatten die Gewohnheit, einzeln mit ihren Landsleuten auf der Reise zu wandeln und wußten bei dieser nun fünften Reise Jesu, daß er immer mit den Jünglingen von Nazareth zog.

Jesus hatte sich aber diesmal bei der Heimreise schon in der Gegend des Oelberges von seinen Begleitern getrennt, welche meinten, er habe sich zu seinen Eltern gesellt, welche folgten. Jesus aber war nach der bethlehemitischen Seite von Jerusalem gegangen in jene Herberge, wo die hl. Familie vor Mariä Reinigung eingefahren war. Die hl. Familie glaubte ihn mit den andern Nazarethanern voraus. Als sie endlich alle in Gophna zusammentrafen, war die Angst Mariä und Josephs über seine Abwesenheit ungemein groß. Sie begaben sich jogleich nach Jerusalem zurück und fragten unterwegs und überall in Jerusalem nach ihm, konnten ihn aber nicht gleich finden, weil er gar nicht dagewesen, wo sie sich gewöhnlich aufhielten. Jesus hatte in der Herberge vor dem Bethlehems-Tor geschlafen, wo die Leute seine Eltern und ihn kannten.

Dort hatte er sich zu mehreren Jünglingen gesellt und war mit ihnen in zwei Schulen der Stadt gegangen; den ersten Tag in die eine, den zweiten in die andere. Am dritten Tag war er morgens in einer dritten Schule am Tempel und nachmittags im Tempel selbst gewesen, wo ihn seine Eltern fanden. Es waren diese Schulen verschiedener Art und nicht alle gerade Schulen über das Gesetz; es wurden auch andere Wissenschaften darin gelehrt; die letzte war in der Nähe des Tempels, aus welcher Leviten und Priester genommen wurden.

Jesus brachte durch seine Fragen und Antworten die Lehrer und Rabbiner all diejenen Schulen in ein solches Erstaunen und auch in solche Verlegenheit, daß sie sich vornahmen, am dritten Tage nachmittags im Tempel selbst auf dem öffentlichen Lehrort den Knaben Jesus durch die gelehrteten Rabbiner in verschiedenen Fächern zu demütigen. Es taten dies die Lehrer und Schriftgelehrten unter einander; denn anfangs hatten sie eine Freude an ihm gehabt, nachher aber an ihm sich geärgert. Es geschah dies in der öffentlichen Lehrhalle in der Mitte der Vorhalle des Tempels, in dem runden Kreis, wo Jesus später auch gelehrt hat. Ich sah da Jesus in einem großen Stuhl sitzen, den er bei weitem nicht ausfüllte. Er war von einer Menge alter und priesterlich gekleideter Juden umgeben. Sie horchten aufmerksam und schienen ganz grimmig, und ich fürchtete, sie würden ihn ergreifen. Der ganze Raum war ungemein groß und voll von Menschen.

Da Jesus in den Schulen allerlei Beispiele aus der Natur und aus den Künsten und Wissenschaften in seiner Antworten und Erklärungen gebraucht hatte, so hatten sie hier Meister in allen solchen Sachen zusammengebracht. Als diese nun anfingen, mit Jesus in einzelnen zu disputieren, sagte er, diese Dinge gehörten eigentlich nicht hieher in den Tempel, aber er wolle ihnen doch auch hierauf Antwort geben, weil es so seines Vaters Wille sei. Sie verstanden aber nicht, daß er hiermit seinen himmlischen Vater meinte, sondern glaubten, Joseph habe ihm befohlen, sich mit all seinen Wissenschaften sehen zu lassen.

Jesus antwortete und lehrte nun über Medizin und beschrieb den ganzen menschlichen Leib, wie ihn die Gelehrtesten nicht kannten; ebenso über Sternkunde, Baukunst, Ackerbau, von der Meßkunst und Rechentkunst, von der Rechtsgelehrsamkeit und allem, was nur vorkam, und führte alles so schön wieder auf das Gesetz und die Verheißung, die Prophezeihungen und auf den Tempel und die Geheimnisse des Dienstes und der Opfer aus, daß die einen immer in Bewunderung und die andern beschämt in Anger begriffen waren, und das immer abwechselnd, bis sie alle beschämt sich ärgerten; meistens weil sie Dinge hörten, die sie nie gewußt, nie so verstanden hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ruf ins Kloster.

(Fortsetzung.)

Der Beichtvater Anna Katharinas suchte für sie bei den Klarsissen in Münster um Aufnahme nach. Er erhielt eine günstige Antwort, und Anna Katharina begab sich nun dahin, persönlich ihre Bitten vorzubringen. Sie empfing jedoch den Bescheid, da das Kloster arm sei und sie selber keine Mitgift bringe, so könne sie nur unter der Bedingung aufgenommen werden, daß sie das Orgelspiel erlerne, damit sie dadurch dem Kloster doch von Nutzen werde. Sie entschloß sich hiezu; allein ihre zunehmende Körperschwäche machte es nötig, daß sie zuvor im elterlichen Hause Erholung suchte.

Hier scheute sie, sobald ihre Kräfte es erlaubten, keine Anstrengung, um sich durch Nähren soviel zu verdienen, als zur Deckung der ersten Kosten für Erlernung des Orgelspiels nötig sein würde. Während ihr bei Tag die Nadel nicht aus der Hand kam, ergriff sie bei einbrechender Nacht die Spindel, um in ein Kloster doch wenigstens einige Stütze Leinwand als Mitgift zu bringen. Ihr Fleiß wurde so gesegnet, daß sie im Laufe eines Jahres über zwanzig Taler als Lohn für Nährarbeiten und einen Vorrat schöner Leinwand sich zurücklegen konnte, den ihre eigene Mutter auf achtzig Taler bewertete. Anna Katharina erblickte darin einen Reichtum, den sie sich nie zu behalten getraut hätte, wenn ihr ein anderer Weg ins Kloster offen gestanden wäre.

Zeitweilig erneuerten die bekümmerten Eltern immer wieder den Versuch, sie von den Klostergedanzen abzubringen. Namentlich hielt ihr die Mutter oft mit gar beweglichen Worten vor, wie sie nur hoffen möge, die vielen und mühseligen Arbeiten zu verrichten, die ihr einst im Kloster ihrer Armut wegen würden auf-

gebürdet werden, da sie ja so schwach und fast immer kränklich sei. „Ach Mutter“, entgegnete sie dann, „mag es mir so schlimm gehen, wie es will, und muß ich auch die schwersten und schmugigsten Arbeiten tun, so komme ich doch aus den Gefahren und Unruhen der Welt.“ Als ihr einmal eine Freundin vorstellte, die Klöster würden jetzt alle aufgehoben, erklärte sie: „Wenn ich nur in eines kommen könnte, dann wäre ich schon zufrieden, auch wenn ich sicher wüßte, daß ich in demselben innerhalb der ersten acht Tage aufgehängt würde!“

Später verdingte sich Anna Katharina beim Organisten Söntgen in Koesseld, um dort das Orgelspielen zu lernen. Sie bekannte später darüber von Overberg: „Zum Orgelspielen kam es nie; denn kaum war ich im Hause und sah das Elend und den Jammer, da tat ich alles, um zu helfen und gab mein alles hin. Was lernte ich da hungern! In acht Tagen oft kein Brot gesehen! Man borgte den Leuten nicht um sieben Pfennig. Ich lernte nichts; ich war die Magd. Alles, was ich mit Nähern verdient hatte, ging fort und ich verhungerte fast. Ich verschentete das letzte Hemd. Auch meine gute Mutter erbarmte sich und brachte mir Eier, Butter, Brot und Milch, und davon lebten sie. Einmal sagte sie zu mir: „Du hast mir ein großes Herzleid angetan, aber du bist doch noch mein Kind! Wenn ich den Platz sehe, wo du gesessen, dann bricht mir schier das Herz. Du bist doch mein Kind.“ Ich sagte dann: „Bergelt's Gott, liebe Mutter, ich habe selber nichts mehr, aber es ist der Wille Gottes gewesen, die armen Leute durch mich zu erhalten. Gott wird nun sorgen! Ihm habe ich alles gegeben, und er wird wohl wissen, wie er uns allen hilft. Und die gute Mutter wurde dann auch wieder zufrieden.“

Kantor Söntgen wurde durch die uneigennützige Liebe und Aufopferung Anna Katharinas tief gerührt und machte ihr aus Dankbarkeit das Versprechen, alles aufzubieten, um ihr in ein Kloster zu verhelfen. Er hatte eine Tochter von gleichem Alter, welche als geübte Orgelspielerin überall willkommen war; darum beschloß er, sie nur unter der Bedingung einem Kloster zu überlassen, daß mit ihr zugleich Anna Katharina angenommen würde.

Beide Jungfrauen pochten nun an mehr als einer Klosterürre an und batzen um Aufnahme; aber meist vergeblich; bald war die Mitzigt zu gering, bald wollten sie nur allein die Söntgen aufnehmen. So die Augenstickerinnen zu Dülmen, welche eine Organistin brauchten. Kantor Söntgen jedoch blieb fest, und da er seine Tochter ohne Anna Katharina nicht entlassen wollte, mußten jene mit Widerstreben sich entschließen, auch dieser die Aufnahme zu gewähren, um eine Organistin zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Von Pavianen geraubt. (Fortsetzung.)

„Wach auf, Matumajan, wach auf!“ schrie Indabasimbi plötzlich vor meiner Türe. Ich erwachte und sprang eilends aus dem Bett. Auf der anderen Seite der Hütte hörte ich in der Dunkelheit ein wütendes Ringen. Zum Glück bewahrte ich kaltes Blut. Gerade neben mir stand ein Stuhl; darauf waren Streichhölzer und eine Stearinkerze. Rasch machte ich Licht und erblickte nun zwei Gestalten, die am Boden über einander rollten, und dazwischen sah ich einen Stahl aufblitzen. Es waren Indabasimbi und Hendrika, die miteinander kämpften, und zwar überwältigte das rasende Weib den Mann, so stark und behend er war.

Schon war sie oben und hatte sich von seinem Griff losgewunden, und jetzt blitzte das große Messer auf, das sie in ihrer Hand hielt!

Im Nu war ich hinter ihr und riß sie nach rückwärts. Zum Glück ließ sie dabei das Messer fallen. Dann waren wir uns gemeinsam auf das schreckliche Weib. Himmel, was diese kleine Teufelin für eine Kraft entwickelte! Wer's nicht selbst erlebt hat, wird's einfach für unmöglich halten. Beinahe hätte sie uns beide überwältigt. Sie sauste, biß und kratzte wilder als eine Käze, und so gelang es ihr, sich frei zu machen. Im nächsten Augenblick sprang sie in einem Satz auf's Bett und von da geraden Weges bis ans Dach der Marmorhütte. Wie in meinem Leben sah ich einen ähnlichen Sprung! Ich wußte zunächst nicht, was sie vorhatte, bald aber fing ich an zu begreifen. Im Dache waren nämlich, wie ich oben erwähnte, große Öffnungen. Sie hatten den Zweck, Licht und Luft in den Raum zu lassen und waren mit überhängenden Traufen bedeckt. Dort hinauf nun sprang sie, genau wie ein Affe, und indem sie den Rand der Öffnung ergriff, versuchte sie, sich hindurchzuzwängen. Doch hier verließen sie plötzlich die vom langen Kampf erschöpften Kräfte. Ein paar Augenblicke schwang sie sich hin und her, ließ dann den Schlüsselstein los und fiel bewußtlos auf die Erde nieder.

„Schnell!“ rief Indabasimbi, „schnell den Teufel gebunden, bevor er wieder zum Leben kommt!“ Ich begriff die Vorresslichkeit seines Rates, nahm ein paar in der Ecke des Zimmers liegende Lederrriemen und band ihr damit Hände und Füße so fest zusammen, daß an ein Entrinnen nicht mehr zu denken war. Dann schleptten wir sie hinaus in den Gang, und Indabasimbi setzte sich, mit dem Messer in der Hand, neben sie, denn ich hatte keine Lust, mitten in der Nacht das ganze Haus zu alarmieren.

„Matumajan, weißt du, wie ich sie sing?“ begann Indabasimbi, der ihr am liebsten das Messer bis ans Hest in die Brust gehobt hätte. Seit mehreren Nächten schlief ich öffnen Auges hier, denn ich wußte, Hendrika trug sich mit finsternen Racheplänen. Auch heute blieb ich die ganze Nacht wach, obwohl ich mich stellte, als ob ich schlief. Eine Stunde etwa, nachdem du zu Bett gegangen, ging der Mond auf, denn ich sah durch die Dachluke einen milden Schein ins Zimmer fallen. — Da, nach einer kleinen Weile, verschwand dieser Schein. Ich glaubte anfangs, eine Wolke ziehe vor den Mond; — doch horch! Da vernahme ich ein Geräusch, und es ist mir, als ob sich jemand durch die Öffnung zwänge. Rasch war die Gestalt durch, das Licht fiel wieder herein, und nun sah ich die Paviansfrau mit beiden Armen am Dache hängen. Zwischen den Zähnen hielt sie ein großes, blankes Messer! Sie sprang herab und eilte mit geziücktem Messer auf dich los, doch da war ich bereits hinter ihr und faßte sie um die Taille. Das weitere ist dir bekannt. Matumajan, nie ist der Tod dir näher gestanden als diese Nacht!“

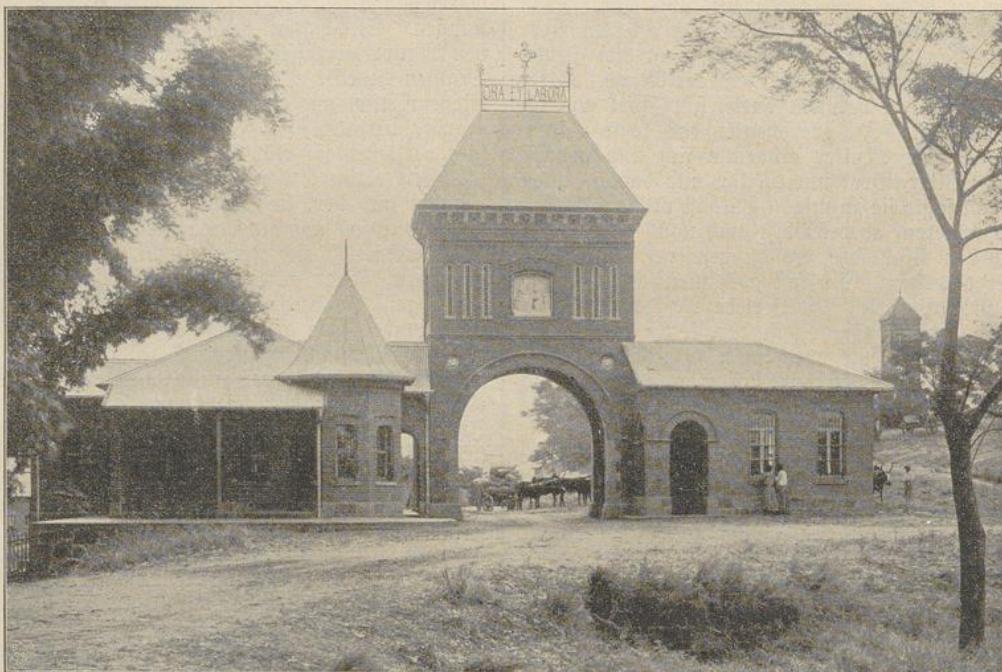
Ich dankte dem guten alten Manne aus innerstem Herzen. Er war doch eine gute Seele, mag man sonst über ihn denken, wie man will. Den Rest der Nacht verbrachten wir damit, Hendrika zu bewachen. Bald kam sie wieder zu sich und begann nun sofort, entsetzliche Anstrengungen zu machen, die Riemer zu zerreißen. Doch, sie waren vier- und fünffach um die Gelenke geschlossen, und so gelang ihr das trotz ihrer unglaublichen Stärke nicht. Auch saß Indabasimbi

ir höchst unzeremoniöser Weise neben ihr und rieß ihr, sich ruhig zu verhalten, sonst stoße er ihr das Messer in die Brust. Das brachte sie allmählich wieder zur Vernunft. —

Endlich brach der Morgen an, — mein Hochzeitstag! Ich holte ein paar Eingeborene aus den Ställen und schaffte mit deren Hilfe Hendrika ins Gefängnis, d. h. wir spererten sie in dieselbe Hütte, in der sie als Kind gewesen war, nachdem man sie aus den Paviansbergen geholt hatte. Als dies geschehen war, stellte ich Indabajimbi als Wache vor die Türe und kehrte zu meiner Schlafstelle zurück. Hier warf ich mich in die besten Kleider und stellte mich jodam vor den Spiegel. Ich fuhr mit Entzücken zurück! Ich hatte gar nicht gewußt, daß mich das rasende Weib

„Davon hättest du mir schon früher Mitteilung machen sollen, Allan. Ich sehe nun zu meinem Bedauern ein, daß ich damals Unrecht hatte, als ich beschloß, dieses wilde, rechsfüchtige Geschöpf zu zivilisieren. Es trägt augenscheinlich all' die bösen Leidenschaften der Tiere in sich, die es ernährt haben. Doch, ich will der Sache raus, ein Ende machen.“

„O Vater, lieber Vater“, begann nun Stella, „laß sie doch nicht umbringen! Was bisher geschehen, ist schon schrecklich genug; dies wäre aber doch das Schrecklichste von allem. Ich gestehe offen, ich habe das arme Kind bisher recht gerne gehabt, und auch sie ging völlig auf in der Liebe zu mir. Darum, Vater, laß sie nicht töten; bedenke, ich stelle diese Bitte an meinem Hochzeitstage!“



Die neue Pforte in Mariannhill.

mit ihren greulichen Nägeln so übel zugerichtet hatte. Das war nun für mich, den Bräutigam, eine doppelt peinliche Sache. Doch was konnte ich machen? Ich überpflasterte einfach die zahllosen Risse und Schrammen, so gut es eben ging und machte dann einen kleinen Spaziergang ins Freie. Ich wollte meine Nerven beruhigen, denn die Ereignisse der letzten Nacht hatten mich sehr aufgereggt, und auch der Gedanke an die bevorstehende Trauung ergriff mich nicht wenig.

Als ich zurückkehrte, war es Zeit zum Frühstück. Stella erwartete mich im Speisesalon. Sie trug ein einfaches Kleid und hatte eine Orangenblüte vor der Brust. Doch wer beschreibt ihren Schrecken, als sie mein Gesicht erblickte? „Aber, Allan“, rief sie aus, „was hast du denn gemacht?“ — Noch bevor ich antworten konnte, trat ihr Vater, auf seinen Stock gestützt, heran und stellte höchst verwundert die gleiche Frage. — Ich erzählte gelassen alles der Reihe nach: die beständige Eifersucht Hendritas, ihre Drohungen und ihr Verbrechen während der letzten Nacht.

Stellas Gesicht wurde blaß, wie die Blüten an ihrer Brust; ihr Vater aber begann in großem Ernst:

„Nun, töten wollte ich sie nicht“, erwiderte Herr Carson, „obwohl sie den Tod sicher verdient hat, wenigstens nach den hier bestehenden Sitten und Gebräuchen. Ich will überhaupt meine Hände nicht mit Blut beslecken; aber sie ist ein Pavian und folgt der wilden Natur der unvernünftigen Tiere. Deshalb sage ich: „Sie kehre dorthin zurück, von wo sie gekommen!““ Vorläufig wurde kein weiteres Wort über die unliebe Sache gesprochen, doch nach dem Frühstück sandte Herr Carson nach seinem obersten Induna und gab ihm verächtliche Befehle.

Um zehn Uhr pflegte Herr Carson jeden Sonntag für die Schwarzen den Gottesdienst zu halten. Heute aber waren die guten Eingeborenen schon lange zuvor aus allen Himmelsgegenden zusammengeströmt. Sie jubelten und sangen in heller Freude und wollten alle bei der Hochzeit des „Sterns“ — wie sie Stella nannten — zugegen sein. Es war ein prächtiger Anblick: Die Männer trugen kriegerischen Schmuck, Schild und Speer, in den Händen, die Frauen und Kinder aber grüne Baumzweige, Farne und Blumen.

Wenige Minuten vor 10 Uhr erschien Stella mit ihrem Vater. Sie war in einen weißen Schleier gehüllt, auf ihrem dunteln, lockigen Haupthaar ruhte ein Orangenzweig und in der Hand trug sie ein Buffet von Orangenblüten. Noch nie hatte ich sie so schön und lieb gefunden, wie an diesem Morgen. Die kleine Tota bildete Stellas einzige Brautjungfer und war übervoll von Freude. Dann gingen wir zusammen nach der Kirche. Der freie Platz davor war mit Hunderten von Eingeborenen angefüllt, und sie alle sangen jubelnd zu singen an, als wir vorüberzogen.

Drinnen in dem hübschen Marmorkirchlein las Herr Carson zunächst die Epistel und das Evangelium und hielt sodann von seinem Stuhle aus eine kurze Ansprache. Die Trauung selbst aber wollte er im Freien, unter dem Schatten eines großen Baumes und im Angesichte all' der vielen Hunderde von Eingeborenen vornehmen. Ringsum herrschte tiefes Schweigen, und nun erklärte er den Leuten im Dialekthe ihres Landes, daß er mich und Stella nach christlicher Sitte vor allem Volk als Mann und Weib trauen wolle. Mit großer Feierlichkeit las er uns sodann die Trauungsformel vor, wir gaben die Antworten und ich stieckte den Ring an Stellas Finger. Damit war's geschehen.

„Allan und Stella“, sprach sodann Herr Carson, „ich glaube, die Zeremonie, die wir soeben vollzogen haben, macht euch vor Gott und den Menschen zu einem rechtmäßigen Ehepaare; denn alles, was dazu gehört, um hierzulande eine Ehe gültig zu machen, ist vorhanden. Aber ich fordere von euch beiden das feierliche Versprechen, daß ihr euch bei erster Gelegenheit auch wirklich vom rechtmäßigen Priester trauen lasset. Versprecht ihr das?“ — „Ja, wir versprechen es“, antworteten wir beide mit Kürzung. Zum Schluß wurde das Traubuch gebracht, und wir unterschrieben unsere Namen. Zuerst wollte meine Frau nur „Stella“ schreiben, doch ihr Vater sagte, sie möchte heute zum ersten- und letztemale in ihrem Leben „Carson“ hinzufügen. Sie tat es, und dann setzten einige der anwesenden Indunas und der alte Indabasimbi ihre Handzeichen darunter. Letzterer wählte mit Absicht die Figur eines Sternes.

„Mein Volk“, sprach nun Herr Carson, „Makumafan und der Stern sind jetzt Mann und Weib. Sie werden in einem Kraal zusammenleben und Glück und Unglück miteinander teilen bis ins Grab. Die Angelegenheit ist beendigt, doch ich habe heute noch eine zweite Sache zu verhandeln. Höre, mein Volk! Ihr kennt dieses Weib“, und damit wandte er sich zu Hendrika, die inzwischen gebunden herbeigeführt worden war.

„Ja, wir kennen sie“, sagte ein kleiner Kreis von Indunas, die den primitiven Gerichtshof bildeten und sich nach der Sitte der Eingeborenen in einem Kreis auf der Erde gelagert hatten. „Wir kennen sie; es ist Hendrika, die weiße Paviansfrau, die Dienerin des Sterns.“

„Wohl, ihr kennt sie“, fuhr Herr Carson fort, „aber ihr kennt sie nicht ganz. Tritt heran, Indabasimbi, und sage den Leuten, was sich in letzter Nacht in der Hütte Makumafans zugetragen hat. Der alte Wahrsager trat vor, erzählte alles mit großer Lebhaftigkeit und vielen Gebärden und zog zum Schlusse das große Messer hervor, das wir Hendrika abgenommen hatten. Dann wurde ich aufgerufen, ich bestätigte mit kurzen Worten die Aussage Indabasimbis.

Nun wandte sich Herr Carson an Hendrika, die mit wildem, verdroßinem Gesicht, die Augen auf den Boden gerichtet, da stand, und fragte sie, was sie darauf zu sagen habe. Sie blickte tühn auf und begann: „Makumafan mir hat geraubt Liebe des Stern. Ich selber wollte ihm nehmen heute Nacht Leben; wäre nichts gewesen, denn mir hat gestohlen alles! X! X! Ai! Ai! — Wenn hätte getötet, Stern hätte vergessen Makumafan und hätte wieder gesiebt Hendrika!“

„Niemals!“ flüsterte Stella an meiner Seite; Herr Carson aber wurde blaß vor gerechtem Unwillen: „Hört ihr, mein Volk, die Worte dieses neidischen, häßlichsten Weibes? Hört ihr, wie sie mir vergilt, mir und meiner Tochter? Sie selbst erklärt hier ohne Scheu, sie habe einen Mann ums Leben bringen wollen, der ihr absolut kein Leid getan, — denn daß Makumafan meine Tochter, seine nummehrige Gattin, liebt, ist doch keine Schuld! — Woher also die wahnsinnige Eifersucht? Wir retteten sie von den Pavianen, wir zähmten, nährten und unterrichteten sie, und nun ist dies ihr Dank! Sagt, mein Volk, welche Strafe hat dieses Weib verdient?“

„Den Tod!“ sprach der Kreis der Indunas und zeigte dabei mit dem Daumen nach unten, und die ganze Versammlung ringsum wiederholte: „Den Tod!“

Der oberste Induna aber fügte hinzu: „Wenn du sie rettest, mein Vater, so werden wir sie mit unseren eigenen Händen erschlagen. Sie ist eine Paviansfrau, ein wahres Teufelsweib! Wir haben schon öfter von dergleichen gehört. Darum laß sie töten, bevor sie noch mehr und vielleicht viel größeres Unheil anrichtet!“

Jetzt war es Stella, die sich ins Mittel legte und in rührrenden Worten um Hendrikas Leben flehte. Sie bat um Milde und erwähnte die vielen Dienste, die ihr das Mädchen schon geleistet hätte. Wohl habe sich Hendrika eines schweren Verbrechens schuldig gemacht, allein ich, ihr Bräutigam, an dem sie sich zunächst vergriffen, vergebe ihr und sie selbst tue desgleichen. Man solle sie also in Frieden ziehen lassen und nicht wie ein wildes Tier erschlagen. Sie wolle nicht, daß man ihren Hochzeitstag mit Blut beslecke...

Herr Carson stimmte ihr zu, doch die Leute waren anderer Ansicht. In ihren Augen war Hendrika der reinkin Teufel und sie hätten sie am liebsten sofort in Stücke gerissen. Auch Indabasimbi, dessen Wort als das eines berühmten Wahrsagers sehr in die Wagenschale fiel, war für ihren Tod, den er prophezeite, daß von diesem Weib noch schweres Unheil kommen würde. Schon traten zwei Indunas vor, das Urteil zu vollstreken, da legte sich Herr Carson ins Mittel. Auch ich selbst war entschieden für Nachricht und Milde, und noch beredter als unsere Worte waren Stellas Tränen.

Endlich legte sich der Tumult. Der oberste Induna befahl Hendrika, welche die ganze Zeit hindurch unbeweglich dagestanden war, von hier fort zu gehen und fügte die Drohung bei, man würde sie wie einen tollen Hund erschlagen, sobald sie sich noch einmal innerhalb der Kraale erblicken lasse.

Hendrika aber flüsterte zu unserm nicht geringen Erstaunen Stella die Worte zu: „Weine nicht, Stella, und lege nicht Fürbitte ein für Hendrika. Hendrika will sterben; Männer sollen nur totschlagen. Kann nicht leben ohne Stern, verliere Verstand, werde wieder Pavian. Schlägt lieber gleich tot!“

Stella antwortete nichts. Man löste Hendrika die Bände; doch kaum fühlte sie sich frei, so rannte

sie auf Indabasimbi los und riß ihm mit blitzschneller Bewegung das große Messer aus der Hand. Nach ungefähr zwanzig Schritten blieb sie stehen, blickte mit unbeschreiblichem Ernst auf Stella, stieß dann einen lauten Schrei aus und eilte davon. Wenige Augenblicke später sahen wir sie weit weg an einer fast senkrechten Felswand hinaufklettern. —

„Sieh, Matumasan!“ flüsterte mir Indabasimbi ins Ohr, „da geht das Paviansweib. Aber ich sage dir, sie wird wiederkommen!“ —

All das geschah an meinem Hochzeitsmorgen. Eine Zeitlang hatte mich die Geschichte ungemein erregt und es hingte mir vor der Zukunft, doch Stellas sanftes, stilles Wesen ließ mich bald wieder alles vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

versicherten, daß sie bei meinem ersten Rufe zur Stelle wären. Ich näherte mich jetzt dem Unglücklichen, dessen Körper angebunden war. Er begann seine Beichte, und dabei ergriff er auf einmal unversehens meine Hände, die er mit solcher Kraft umfaßte, daß es mir unmöglich wurde, mich los zu machen. Ich litt stillschweigend, hörte seine Beichte weiter an, die er stößweise fortsetzte, bis ich auf einmal die Nägel des Unglücklichen sich in meine Hände bohrten fühlte, so daß reichlich Blut aus den Wunden floß, die er mir versetzte. Meine Hände waren wie in einen Schraubstock eingezwängt. Ich fuhr jedoch fort, seine Beichte anzuhören. Als er damit zu Ende war, sagte ich zu ihm: „Mein Freund, um Ihnen die Losprechung geben zu können, müssen Sie mir meine Hände loslassen.“ Der



Ein improvisiertes Tänzchen.

Glückliches Ende eines Tobbüchtigen. Als ich in der Mission in Zentralafrika war, lag es mir besonders ob, die Hospitäler zu besuchen. Da kam ich eines Tages in ein Zimmer, worin ein Kranke war, der an dem entsetzlichen Nebel der Tobsucht litt. In dem Augenblicke meines Eintretens hatte er einen Anfall, und die Krankenwärter hielten ihn fest, um ihn mit großer Mühe unschädlich zu machen. Sobald der Unglückliche mich bemerkte, schrie er: „O, ein Priester, ich will beichten!“ Die Umstehenden warfen mir fragende Blicke zu. Mein Pflicht war mir vorgezeichnet, ich hatte sie zu erfüllen und den Unglücklichen Beicht zu hören. „Lassen Sie uns allein“, sagte ich zu den Anwesenden. „Nicht möglich!“ war die Antwort. „Sie zeigen sich der größten Gefahr aus!“

„Mag sein!“ versetzte ich entschieden, „ich kann nicht anders handeln, der Mann will beichten, er kann im nächsten Anfälle sterben. Der Unglückliche hat vielleicht nur diese wenigen Augenblicke noch, um sich mit Gott auszusöhnen. Bitte, lassen Sie uns allein!“ Alle verließen das Zimmer, blieben aber ganz in der Nähe und

Kranke sah mich zögernd an, dann aber ließ er meine Hände los. Ich dankte Gott dafür, denn das Schmerzgefühl war ein lebhaftes. Dann sprach ich dem Kranken zu und erteilte ihm die Losprechung. Es war die höchste Zeit! Kaum hatte ich geredet, so brach ein neuer heftiger Anfall aus, ein Anfall, in welchem er wieder nach meinen Händen schnappte, die ich aber wohlweislich zurückhielt. Nach längerem Toben gab der Kranke seinen Geist auf; zuletzt lag ein friedlicher Schein auf seinem verzerrten Gesichte. Der Sterbende war offenbar glücklich, vor seinem Ende noch gebeichtet zu haben.

Ein improvisiertes Tänzchen.

(Hiezu Bild.)

Eine Station von Missionsstation Kévelaer entfernt kommen des einsamen Weges daher drei christliche Mädchen. Da begegnen ihnen von ungefähr fünf Heidentöchterchen, unter denen sich Verwandte befinden. Ein munteres Gespräch geht an. Von einem Kraale

vom Berge herab gesellt sich ein wandernder kaffrischer Musikanter mit Harmonika hinzu. Bald flattern die Töne in leichten Kapriolen durch die Luft. Das prickelt einem Heidenmädel in den Gliedern, so daß es wie automatisch zu tanzen beginnt; die andern klatschen dazu im Takt. Nun pürcht sich auch der unvermeidliche Photograph heran und bannt mit einem Knips das lebhafte Bild auf die Platte. Flugs wie sich die bunte Gruppe zusammengefunden, zerstreut sich jeder Teil wieder nach seiner Richtung und einsam liegt die Straße wieder da.

Pünktlichkeit.

Kein besserer Lehrmeister als die Pünktlichkeit! Je mehr man über diese Worte nachdenkt, desto mehr muß man ihre Richtigkeit anerkennen. Wieviel unnötige Worte, viel Verger erfährt sich der Mensch, der dafür sorgt, daß seine Befehle pünktlich ausgeführt werden! Und wie angenehm wirkt solche Pünktlichkeit auf unsere Umgebung! Da, wo alles mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks verrichtet wird, fügt sich das eine Glied am leichtesten in die andern. Der Erzieher, der es sich zur Hauptrule gemacht hat, die Kinder an Pünktlichkeit zu gewöhnen, wird bald erfahren, wie viel er dabei gewonnen hat. Schon das kleine Kind, das bei der Nahrungsaufnahme Pünktlichkeit lernen muß, gedeiht körperlich und geistig besser. Viele Untugenden und schlechte Gewohnheiten, die nur altem Schlendrian ihrem Ursprung verdanken, werden sich bei ihm gar nicht zeigen; es entwickelt sich normaler, ruhiger und selbständiger. Selbst für das lebhafteste Temperament zeigt sich Pünktlichkeit als der beste Lehrmeister. Je früher das Kind gewöhnt wird, auf Befehle acht zu geben, je bestimmter man die Erfüllung seiner Pflichten verlangt, um so mehr erleichtert man es ihm, sich den allgemeinen Vorschriften unterzuordnen, was leider vielen so schwer wird.

Wann ist eine Zeitung druckfehlerfrei?

Eine Zeitung ist dann druckfehlerfrei, wenn 1. der Verfasser oder Einsender das Richtige geschrieben, 2. das Richtige auch deutlich geschrieben, 3. der Sezer in alle Fächer des Seglastens lauter richtige Buchstaben geworfen hat, 4. die richtigen Buchstaben greift, 5. sie richtig einsetzt, 6. der Korrektor die Korrektur richtig liest, 7. der Sezer die erste Korrektur richtig verbessert, 8. die Revision richtig gelesen wird, 9. wenn die in der Revision etwa noch vorgefundenen Fehler richtig verbessert werden, 10. wenn dem Betreffenden die nötige Zeit hiezu gelassen wird, wenn noch ein Dutzend anderer Umstände sich ebenso glücklich abmachen. Und da nun z. B. ein großer Oktabogen 50.000 bis 55.000 Buchstaben zählt, so müssen jene günstigen Umstände sich bei der Größe der Zeitung 50.000 bis 55.000 mal wiederholen, wenn das Publikum einen einzigen fehlerfreien Bogen in die Hände bekommen soll. Man wird zugeben, daß dies bei der Hälfte der Arbeit nicht ganz leicht ist. Es würde gewiß weniger kritisiert und getadelt werden, wenn alle Zeitungslejer einen Begriff von der Arbeit hätten, die zur Fertigstellung eines Blattes erforderlich ist.

Wie schnell läuft ein Hase? Diese Frage vermag, so seltsam es auch klingt, am besten der Automobilist zu beantworten. Wer als Arzt oder zu son-

stigen Zwecken öfters ländliche Gegenden befährt, hat manchmal Gelegenheit, das Verhalten der Tiere des Waldes und des Feldes zum Automobil zu beobachten, und kann mitunter ganz interessante Erscheinungen feststellen. Die Geschwindigkeit des Hasen ist sprichwörtlich und doch, wer weiß, wie schnell das Tier läuft? Durchfährt man im Automobil wildreiche Gegenden bei Nacht, so kommen nicht selten Hasen in den Bereich der Scheinwerfer und ergreifen natürlich schleunigst die Flucht. Da ist es dann ergötzlich für den Automobilisten, der keine bösen Absichten auf das Leben dieser Tiere hat, den Renneifer eines Hasen zu beobachten. Er läuft und läuft schnurstracks geradeaus, unmittelbar vor der Maschine her und merkt nicht, daß ein Sprung seitwärts in den Straßengraben ihn prompt vor der Verfolgung retten könnte. Was ist nun das Verhältnis, das den Hasen den rettenden Ausweg verbirgt? Die Scheinwerfer, die ihren blitzenen Lichtstrahl in schmalen Streifen geradeaus werfen. Das geblendete Tier sieht nur einen Ausweg: die vom Scheinwerfer grell beleuchtete Straße, rechts und links ist schwarze Finsternis, ihm ein gähnender Abgrund, und erst wenn die Straße eine Wendung macht, und der Schein auf das Feld und in den Graben fällt, findet es Rettung aus der Gefangenheit der Lichtstrahlen, um dann plötzlich, wohl zu seinem nicht geringen Erstaunen, im tiefsten Dunkel zu sitzen. Bei diesem Wettlauf kann man die Geschwindigkeit eines Hasen leicht feststellen. Sobald ihn die Lichtstrahlen eingesangen haben, mäßigt man die Geschwindigkeit des Automobils, bis der Abstand zwischen Automobil und Tier gleichbleibt. Ein Blick auf den Junghans-Geschwindigkeitsmesser, der sich mit seiner durch ein Radiumpräparat erhöhten Skala vorzüglich eignet, zeigt uns die momentane Geschwindigkeit, und wir wissen dann, daß ein Hase auf ebener Straße 22—25 Kilometer Stundengeschwindigkeit erreicht, bergab aber bringt er es kaum auf 20 Kilometer pro Stunde. Auf dieselbe Art habe ich festgestellt, daß Eperlinge und ähnliche kleine Vögel mit Leichtigkeit 60 Kilometer in der Stunde erreichen, Bussarde aber selbst ein mit 80 Kilometer Stundengeschwindigkeit fahrendes Automobil sehr rasch überholen. Ich hatte schon das Vergnügen, all den genannten Tieren an einem Tage zu begegnen und konnte so in das Tourenbuch den Registrierstreifen meines Apparates eintreiben mit den neuen Bezeichnungen an den betreffenden Stellen: „Hajengeschwindigkeit“ (gesetzlich), „Spazengeschwindigkeit“ (unerlaubt) usw.

Merkwürdiger Instinkt des Ichneumons. In Ostindien ist der Ichneumon für die Einwohner wegen seiner geschworenen Feindschaft gegen die Schlangen von außerordentlichem Nutzen. Die Proben von Scharfzinn, die Percival an diesem kleinen Tiere wahrgenommen hat, sind wirklich erstaunlich und liefern einen herrlichen Beweis von der Weisheit, womit die Vorsehung jedem Tiere solche Kräfte und Triebe mitgeteilt hat, welche zu seiner besonderen Lage auf der Erde passen. Wenn der Ichneumon eine Schlange erblickt, so schießt er augenblicklich auf sie los, und fäst sie bei der Kehle, wosfern er sich nur auf einem freien Platz befindet, wo er Gelegenheit hat, die sogenannte indische Schlangenwurz aufzuziehen, von der ihm der Instinkt lehrt, daß sie ein Gegenmittel gegen das Gift des Bisses ist, wenn er etwa einen solchen erhalten hat. Percival wohnte einem Versuche bei, den man

in dieser Hinsicht zu Colombo auf Ceylon aufstellte, um sich von der Wahrheit dieser Tatsache vollkommen zu überzeugen. Anfänglich zeigte man dem Ichneumon, welchen man dazu gewählt hatte, die Schlange in einem verschlossenen Zimmer. Als man ihn auf den Boden setzte, verriet er nicht die geringste Lust, seinen Feind anzugreifen, sondern lief im ganzen Zimmer herum und suchte allenthalben nach, ob er ein Loch oder eine Öffnung entdeckte, durch welche er hinaus könnte. Allein da er nichts dergleichen fand, so kam er eilig zu seinem Herrn zurück und kroch an ihm empor; durch nichts konnte man ihn dahin bringen, seinen Zufluchtsort zu verlassen, um der Schlange die Spitze zu bieten. Man brachte ihn daher ins Freie und setzte ihn in der Nähe seines Gegners auf einen freien Platz. Kaum war er hier, so stürzte er auch jogleich auf die Schlange los und tötete sie augenblicklich; dann verschwand er plötzlich aus einige Minuten, kam aber zurück, nachdem er die indische Schlangenwurz gesunden und davon gefressen hatte.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Neidhof, Bötz, Gaulshofen, Ullmannstein, Bütthard, Frankfurt a. M., Büchenau, Mitterteich, Friesenheim, Berghaupten, Miesbach, Sachsenhausen, Schönach, Durbach, Kadelshofen, Willanzheim, Bilsed, Unterwittighausen, Bodenmais, Übersee, Diepoltskirchen, Duisdorf, Tresfeld, Bockum, Essen, Rheine, Hütersdorff, Meschede, Hönnigen.

Danksgaben

sind eingegangen aus: Friesenheim, Würzburg, Schrebenhausen, Köln, aus Provinz Hannover.

Gebets-Empfehlungen.

Eine Frau in unglücklicher Ehe. Um Erlangung des Berufes. Um glückliche Heirat. Augenleidende. Um Sinnesänderung. Um glückl. Sterbefunde. Um guten Verkauf. Anliegen aus Amerika. Mehrere Kränke. Verhütung einer Operation. Glückl. Prozeßausgang. Jähzorniger Mann. Verschiedene Anliegen. Um würdigen Empfang der Sakramente. Um Befehlung einiger Personen. Geisteskränke. Glückl. Standeswahl. Fortschritt im Lernen. Verunglückte Frau. Seelenleiden. Vom Glauben Abgesetzte. Leichtsinnige Söhne und Töchter. Familienanliegen. Um Glück und Segen im Ehestande. Ein in gemischter Ehe lebender Mann. Um Errichtung einer Nähcole. Bestehung einer Prüfung. Die Erstkomunikanter einer Gemeinde. Um Bekehrung eines Bruders. Geisteskränke. Große Seelenleiden.

Diez und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionsschwestern, der schwarzen Kinder, der Neubefehlten und aller Leser des Bergkristallin.

Memento!

Bon unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehrdandes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Maria Hahn, Piersee Johann Bindl, Sandorf, Maria Travers, Lehrerin a. D., Fulda. Anna Schulz, Pfaffenhausen (Elijah). Januar Schwarz, Ölzingen. Jakob Römer, Hochemingen. Barbara Sinner, Schönsfeld. Franziska Möhle, Schwanden. Leonhard Röttig und Vittoria Kist, Ottersweier. Leopoldina Kraus, Gebrachshofen. Lorenz König, Freudenberg. P. Provinzial Pius Trzegzal, Breslau. Joseph Denzer, Oedheim. Justizrat Dr. J. H. Brandenberg, Neub. Peter Ab. Vieven, M.-Gladbach. Heinrich Bärz, Steele. Maria Kunigunda Becker, Straßburg. Peter Grafer, Kippholz. Josephine Kloubert, Aachen. Peter Hülser, Helenabrunn. Wilhelmina Gähmann, Warendorf. Maria A. Leja, Adenau. Witwe Römer, Mittelbrochhage. Domherr Fr. X. Holtgreven, Paderborn. Frau Aulie, Borgholm. Lehrer R. Nied, Wülheim. Frau Franz Boußard, Göttingen. Frau Bernhard, Limburg.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Ueberdruckung jedoch gerne gestattet.

Berantwortlicher Redakteur Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Nikolaus Wagener, Lretter. Wilhelmine Schröder, Nottuln. Maria Eßer, Frelenberg. Christian Janzen, Saefelen. Anna M. Louise Schmitz, Köln. Dietrich Nade, Barden. Karl Geile, M.-Gladbach. Theod. Engels, Pfr., und Dehnen Kapellen, Dinslaken. Joh. Labant und Katharina Hennen, Dinseldorf. Johanna Engelhardt, Stadtprozelten. Martin Blum, Ballweiler. Joseph Wächter, Bitschhofen. Paulus Stehling, Spahl und Josephine Fücher, Geismar. Isidor Böttger und Mathilde Kling, Höflein. Jakob Stark, Ferdinand Bohn, Josef Wiegand, Landwirt Höfmann, Josef Krieg und Frau, Aloisia Weber, Mathilde Hahn, Joh. Val. Schüler, Joh. Adam Wiegand, sämtl. in Rasdorf. Ernst Kamandl, Math. Fleck, Reinhold Kamandl, Fabian Färung, Hugo Kamandl, August Hitz, Theresia Möller, Dorothea Fleck, Theres und Franziska Klee, Josef Marischall, Ludwig Fleck und Frau, Gustav Möller, Apollonia Thiergart, Heinrich Niel, Burkard Fleck, sämtl. in Geisa. Elias und Henriette Trost, Wenigenstaft. Karl Möller, Moßlar. Anna Janezer und Anna Henglein, Eisenberg. Adam Josef Münch, Klara Mündt und Robert Münch, Heidingsfeld. Eva Erbar, Würzburg. Elisabetha Kempf, Holzkirchhausen. Christina Kühn, Heiligenstadt. Maria Kath. Straub, Alsterweiler. Joh. Bapt. Ehberger, Tünthenhausen. Theresia Fleischmann, Schwanenkirchen. Helena Weber, Biesenbach. Maria Anna Popp, Würzburg. L. Scherbaum, Uttenhammer. Anton Feistmantel, Siegertsbrunn. Johann Groth, Johann Treppler, Peter Schüler, Katharina Wagner, Mr. und Mrs. Barbara Steemann, sämtl. in Dubuque, Iowa. Elisabeth Dennis, Cañonville, Wis. Katharina Kaiper, Barton, Wis. Heinrich und Johann Meyertholen, Fort Madison, Iowa. Peter Gunzelmann, Andale, Kan. Elisabeth Böhmer, St. Helena, Nebr. Babina und Wendelin Mihm, West-Union, Iowa.

O, Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, † und das ewige Licht leuchte ihnen.
† Herr lasse sie ruhen in Frieden!

Wir bitten unsere geehrten Leser, wenn sie uns schreiben oder etwas senden, stets die genaue Adresse (Herr, Frau, Fräulein) Wohnort und nächste Post anzugeben und bei Ortswechsel unbedingt auch die frühere Adresse.

Wir sind unsren geehrten Freunden und Gönnern stets dankbar für gütige Zusendung von genauen Adressen wohltätiger Personen, an die wir das Bergkristall nicht versenden können. Der Name des Einsenders wird nicht genannt.

ED In dankbarer Erinnerung an die lebhaften Weihnachtsgaben ersuchen wir die edlen Wohltäter, auch dieses Jahr der armen Kinder in Marianhill gütigst gedenken zu wollen.

Krebs

Flechten (Lupus, Eczema) und ähnliche bosartige Hautkrankheiten und Wucherungen, die bisher als ganz oder doch beinahe unheilbar galten, sowie Diphtherie (Ruh) usw. heißt falls die Krankheit nicht schon allzuweit vorangeschritten ist, mit, auffallen der Sicherheit

Mr. Spearman

45 Gale Street, Durban, Natal, South-Afrika.

Seine ausschließlich aus Pflanzen-Präparaten bestehender Heilmittel bewirken in erster Linie eine gründliche Blutreinigung. Die Anwendung ist doppelt, sowohl innerlich, wie äußerlich.

Preis einer Flasche Tinktur pro Unze 5 Schilling (Mark)
Salbe 2½ "

" Porto wird eigenst berechnet.
Die Abgabe der Medizin erfolgt nur gegen Voreinsendg. des Betrages

Eine Menge, zum Teil eßlich erhaltener Alteste bezeugt die Wirkungsfähigkeit dieser Medikamente. Sogar solche Personen, die jahrelang an Krebs oder Flechten gelitten und die sich bei berühmten Arzten umsonst den schwierigsten Operationen unterzogen hatten, fanden bei längerem und regelmäßigen Gebrauch derjenigen wieder vollständige Heilung. Nähere Angaben über Art und Sitz der Krankheit, bezw. Zeichnungen oder Photographie der erkrankten Teile sind erwünscht. Prospekte stehen gratis zur Verfügung.